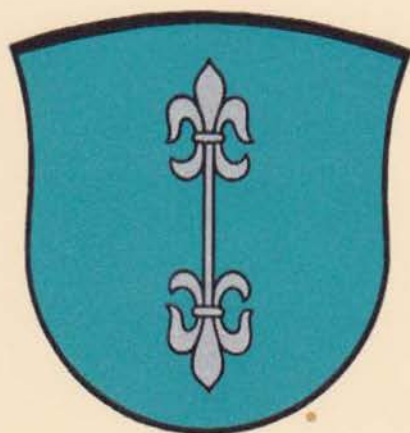


NEUJAHRSBLETT  
VON DIETIKON  
1961



Neujahrsblatt von Dietikon 1961

---

14. JAHRGANG

**100 Jahre Wasserkraftnutzung der Limmat  
in Dietikon**

VON H. WÜGER, DIREKTOR EKZ

**42 Jahre Schuldienst in Dietikon**

VON ELSA SCHMID

**Herausgegeben von der  
Kommission für Heimatkunde Dietikon**

---

BUCHDRUCKEREI OSCAR HUMMEL DIETIKON

# 100 Jahre Wasserkraftnutzung der Limmat in Dietikon

Von Dipl. Ing. H. Wüger, Direktor EKZ, Zürich

(Text und Klischees von der Zeitschrift «Energie- und Wasserwirtschaft»,  
aus Heft 12, 1958, in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt)

Noch vor weniger als hundert Jahren wand sich die Limmat in vielen Schleifen durch das Tal. Das Flußbett war stellenweise schmal, stellenweise breiter, zuweilen verästelte es sich in mehrere schmalere Wasserläufe mit dazwischen liegenden Inseln. Infolge des geringen Gefälles bildeten sich Kiesbänke, die sich bei jedem Hochwasser verlagerten. Schon kleinere Hochwasser verursachten Überschwemmungen und größere oder kleinere Veränderungen des Gerinnes. Dieses unstete Verhalten des Flusses und die ständige Überschwemmungsgefahr haben offenbar dazu geführt, daß sich die Limmattalgemeinden nicht direkt am Fluß entwickelten, sondern am Fuße der Bergelehnen. Aus alten Karten, namentlich aus den ersten Auflagen der Siegfriedkarten, kann man die Lage des alten Flußlaufes und der sich an die Hänge duckenden Dörfer noch sehr gut erkennen.

Seit die Limmatkorrektion durchgeführt wurde, haben sich die Verhältnisse grundlegend geändert. Überschwemmungen sind zwar nicht unmöglich, aber sie sind doch sehr selten geworden; so selten, daß viele Leute gar nicht mehr an diese Möglichkeit denken. Größtenteils ebene Wiesen und Äcker werden mehr und mehr überbaut, wobei allerdings mancher Bauherr Überraschungen erlebt. Der über Jahrhunderte andauernde «Naturzustand» hat nämlich den Untergrund sehr unhomogen gestaltet. Tragfähige Kiesschichten wechseln auf engstem Raum mit Sand, wozu noch schlammige und lehmige Einlagerungen kommen. Dieses Terrain neigt zu ungleichen Setzungen und macht daher umfangreiche und teure Fundamente nötig. Die Skizze 1 zeigt den Limmatabschnitt zwischen der heutigen Brücke des Industriegeleises unterhalb Schlieren und einem Punkt rund einen Kilometer unterhalb der jetzigen Reppischmündung, wie es im Jahre 1856 aussah, zu einer Zeit also, als die Spanischbrötli-Bahn bereits zehn Jahre durch das Tal pustete.

Damals gab es in Dietikon noch keine Limmatbrücke. Der ganze Verkehr nach Weiningen und Geroldswil ging über die Fähre, an die uns der Name «Fahrweid» noch erinnert. Am 19. des Herbstmonates (Oktober) 1856 stellten J. H. Boller in Uster und Dr. J. Hegnauer in Fehraltorf das

Gesuch an den Regierungsrat, im sogenannten «Grien» bei Dietikon ein Wuhr, einen 2900 Fuß langen Kanal sowie ein Wasserwerk für den Betrieb einer Fabrik (Baumwollweberei) errichten zu dürfen. Diesem Gesuch entsprach der Regierungsrat mit Beschluß vom 14. März 1857, wobei allerdings noch Bedingungen gestellt wurden, so namentlich der Bau einer Kammer-schleuse für die Schifffahrt; dies obwohl im Jahre 1856 der Schienenstrang von Baden nach Brugg verlängert worden war und zahlreiche Bahnstrecken erkennen ließen, daß ein Eisenbahnnetz Gestalt annehmen werde. Im Jahre 1857 wurde mit dem Werkbau begonnen. Entgegen dem Konzessionsgesuch, das ein regelrechtes Wuhr vorsah, behalf man sich dann aber mit einem ganz einfachen Wuhr. Für die Erstellung des etwa 350 m langen Oberwasserkanals, des 250 m langen Unterwasserkanals und des ersten Maschinenhauses wurden etwa drei Jahre Bauzeit benötigt. 1860 kam die Anlage in Betrieb; Skizze 2 zeigt diesen Zustand, der bis 1866 währte.

Es scheint, daß das aus einer bloßen Steinschüttung bestehende Wuhr nicht genügend Wasser in die Anlage ableitete, weshalb schon 1862 eine Konzessionsänderung nötig wurde, welche die Werkinhaber ermächtigte, auf das Wuhr eine 1 Fuß hohe Schwellwand aufzusetzen. Der ab 14. März 1860 gültige Wasserzins konnte erst auf Grund von im Jahre 1864 durchgeführten Wassermessungen festgesetzt werden. Bei einem Gefälle von 6 Fuß und 2 Zoll (= 2,07 m) verarbeitete die Anlage pro Sekunde 58,5 Kubikfuß (= 1,81 m<sup>3</sup>/s), was einer Bruttoleistung von etwa 50 PS entsprach. Dafür mußte ein Wasserzins von Fr. 145.— bezahlt werden. Die Nettoleistung dürfte etwa 36 PS betragen haben.

Wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen, mußten die Anlagen recht oft verbessert oder geändert werden, sei es, um neuen gesteigerten Anforderungen gerecht zu werden, sei es, um die sich im Betrieb herausgestellten Mängel zu beheben.

Da sich im Oberwasserkanal Schlamm ablagerte, zu dessen Beseitigung jedesmal die ganze Weberei mit 236 Webstühlen abgestellt werden mußte, erstellte man 1866 einen Leerlaufkanal von 700 Fuß (220 m) Länge. Im gleichen Jahr, ferner 1870 und Anno 1877 wurde das Wuhr umgebaut. Offenbar wurde viel gepröbelt und eine von der Baudirektion nicht bewilligte Änderung trug den Werkbesitzern sogar eine Buße ein. Der widerrechtlich erstellte Steindamm mußte zudem wieder entfernt werden (Skizze 3).

Recht interessant ist es, zu vernehmen, daß das Beispiel von J. H. Boller auch andere zu Plänen angeregt hatte. So wurden in den Jahren 1861 und 1862 von Dritten zwei weitere Wasserrechtsgesuche eingereicht. Bei dem einen wollte der Initiant auf einem Schiff ein Rad anbringen, während ein anderer direkt oberhalb des Bollerschen Wuhres eine Anlage einrichten wollte. Beide Gesuche mußten mit Rücksicht auf die bereits erteilte Konzession abgelehnt werden.

In den wasserarmen Wintern 1871/72 und 1872/73 erhielt J. H. Boller das Recht zur Aufstellung eines provisorischen «Winterwehres». 1877 wurde ihm eine neue Konzession erteilt. Auf Grund dieser konnte er anstelle des alten Wehres etwa 90 m flußabwärts ein neues aufstellen, wobei es sich aber immer noch um ein einseitig im Flußbett stehendes Bauwerk handelte. Ferner durfte er, gestützt auf die neue Verleihung, den 440 m langen Oberwasserkanal durch ein 16,5 m breites Fallenwehr abschließen.





*Bild 1.* Die Maschinenhäuser des alten Werkes Dietikon vom Oberwasser aus gesehen. Rechts das im Jahr 1894 erstellte, 1932 außer Betrieb gesetzte und 1958 abgebrochene neuere Maschinenhaus. Das Giebelhaus in der Mitte enthielt ursprünglich eine Gasmotorenanlage als thermische Reserve. Später diente dieses Gebäude als Werkstätte. Links neben dem Giebelhaus die Einfahrt in die 1889 erstellte Schiffahrtsschleuse. Das quer im Kanal stehende niedrige Gebäude, das erste Maschinenhaus, wurde 1931 abgebrochen. Am Bildrand links erkennt man noch die niedrigen Shedbauten der Weberei Dietikon, die vom alten Werk aus über eine Transmission angetrieben wurde.

Im Jahre 1880 nahmen die Arbeiten für die Limmatkorrektur im Gemeindebann Dietikon ihren Anfang. Als erste Teilstrecke kam bis 1885 diejenige von Schönenwerd bis Dietikon zur Ausführung.

Inzwischen war der Kraft hunger der Industrie weiter gestiegen, was den Werkeigentümer veranlaßte, die Leistungsfähigkeit der Anlage zu erhöhen. Von 1880 bis 1884 ließ er die Kanäle erweitern. Die zweite Etappe der Limmatkorrektur, die in den Jahren 1886/87 zur Durchführung kam, betraf den Durchstich unterhalb der Reppischmündung, samt der Korrektur des untersten Teilstückes der Reppisch (Skizze 4). 1887/88 folgte als dritte Etappe der Abschnitt zwischen der Reppischmündung und der großen Flußschleife beim Bahnhof Dietikon (Skizze 5). Die durch die Limmatkorrektur bedingten wesentlich veränderten Abfluß- und Gefällverhältnisse zwangen den Werkbesitzer zu abermaligen Umbauten. Nachdem bisher die Kraft ausschließlich mechanisch ausgenutzt worden war, brachte das Jahr 1888 eine grundlegende Neuerung, indem ein kleiner Gleichstromgenerator zur Aufstellung kam. Damit nahm die elektrische Kraftübertragung im Limmattal ihren Anfang. Leider fehlen uns Angaben über diese erste elektrische Anlage (Skizze 6).

Auf Grund eines am 20. November 1889 vom Regierungsrat genehmigten Projektes begann man noch im gleichen Winter mit dem Bau eines V-förmigen Grundwehres. In Flußmitte, senkrecht zur Strömung, kam ein 10 m breiter Damm zu liegen, an den sich, flußabwärts auseinanderstrebend, je 50m lange Flügel anschlossen. 1893 wurden diesen Flügeldämmen fünfzig Stautafeln aufgesetzt. Die 1,1 m hohen und 1 m breiten Tafeln konnten bei zu hohem Stau mittels einer kleinen beweglichen Klappe automatisch zum Umfallen gebracht werden. Die Tafeln des linksufrigen Wehrflügels ließen sich zudem vom Ufer aus mit Hilfe einer Kette umlegen. Mit dieser Einrichtung glaubte man eine ausreichende Reguliermöglichkeit geschaffen zu haben.

Wie bereits erwähnt, war den Konzessionären schon in der Verleihung von 1857 die Auflage gemacht worden, eine Schiffsschleuse zu erstellen. Der maßgebende Passus lautete:

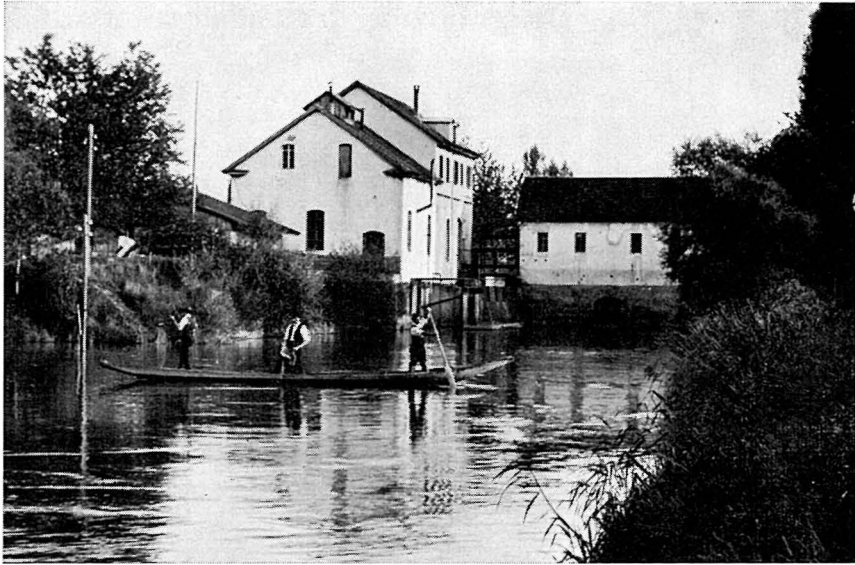
«... 8. Neben dem Fabrikgebäude, an geeigneter Stelle, soll von den Unternehmern eine Schiffahrtskammerschleuse mit einer Länge von 80 Fuß zwischen den Schleusentoren und 10 Fuß lichter Breite kunstgerecht angelegt und in gutem Zustand unterhalten werden. Zu der Befahrung des Kanals und dieser Schleuse sind die Schiffeleute so oft und so lange berechtigt, als die Schiffahrt über das Wehr in der Limmat durch ganze oder teilweise Einstellung der Schwellwand unterbrochen, oder auch nach Beseitigung der Wand durch den Absturz des Wassers über das Wuhr das Hinauffahren zu beschwerlich oder das Hinabfahren gefährlich werden sollte. Jedem den Kanal befahrenden Schiff haben die Unternehmer ohne Verzögerung die Kammerschleuse zu öffnen und beim Durchfahren behilflich zu sein.»

Da die Wuhre der alten Anlagen sich nicht über die ganze Flußbreite erstreckten, hatten sich die Werkeigentümer auf den Standpunkt gestellt, daß die Flußschiffahrt nicht gehindert werde. Erst 1889, als durch die Erstellung des Grundwehres über die ganze Flußbreite die freie Schiffahrt ganz offensichtlich unterbrochen wurde, kam auch diese Schleuse zur Ausführung.

Am 3. Februar 1894 genehmigte der Regierungsrat die Pläne für das mit drei Turbinen ausgerüstete zweite Maschinenhaus, das je über einen Abzweig im Ober- und im Unterwasserkanal an den bestehenden Kanal angeschlossen wurde. Im gleichen Jahr errichtete man auch nach Instruktionen von Dr. Schoch eine Fischleiter. Schließlich war noch der Unterwasserkanal bis zur neuen Reppischmündung zu verlängern.

Im Gegensatz zu den Einrichtungen im alten Maschinenhaus dienten die drei im Jahre 1894 in Betrieb gesetzten neuen 220- bis 250-PS-Turbinen nicht mehr zum Antrieb der Fabriktransmission, sondern sie trieben über hölzerne «Kammräder» elektrische Drehstromgeneratoren an, die für eine Spannung von 5000 V und eine Frequenz von 50 Hertz gebaut waren. Damit hatte die Wasserkraftanlage die Gestalt angenommen, die sie alsdann während 36 Jahren behalten sollte.

Nachdem der spätere Eigentümer, B. Boller-Schinz, das Werk Dietikon kurz vorher an Gubler & Co. in Zürich 2 verkauft hatte, trat auf den 1. Oktober 1908 der Übergang an die damals neu gegründete EKZ in Kraft.

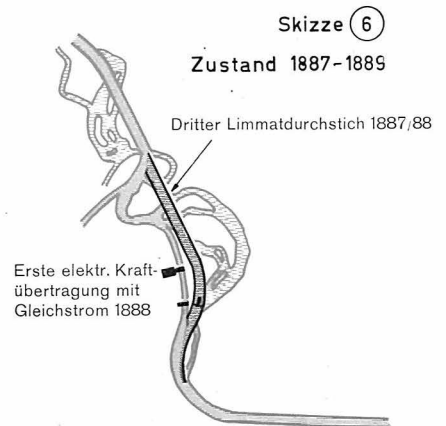
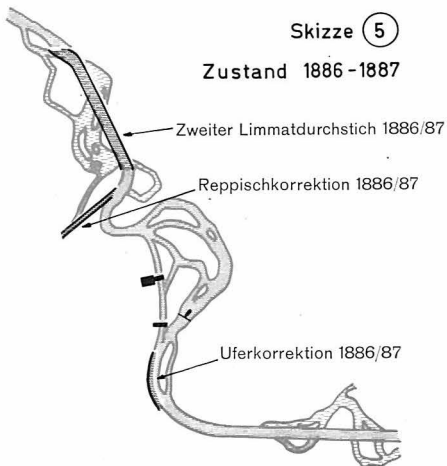
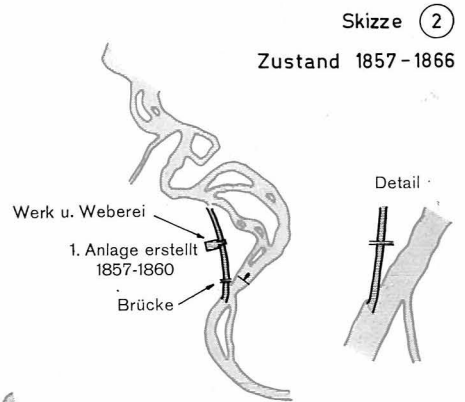
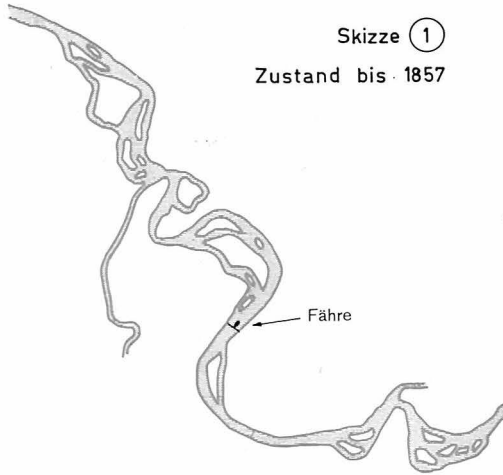


*Bild 2.* Das alte Werk und die «Gaserei» (spätere Werkstätte) vom Unterwasser aus gesehen. In der Bildmitte die 1889 erstellte Schifffahrtsschleuse.

Erwähnenswerte Veränderungen nach diesem Zeitpunkt stellen die Brückenbauten dar. Nachdem A. Boller-Schinz für seine eigenen Zwecke eine Brücke über den Kanal erstellt hatte, baute der Kanton 1897 die erste Limmatbrücke, worauf die Fähre aufgehoben werden konnte. 1901 ersetzte dann der Kanton die leichte Kanalbrücke durch eine stärkere (Skizze 7). Als im Zusammenhang mit dem zunehmenden Straßenverkehr die Überlandstraße gebaut wurde, waren im Jahre 1929 beide Brücken abermals zu ersetzen. Bei diesem Anlaß wurden die Achsen der beiden Brücken in eine Gerade verlegt.

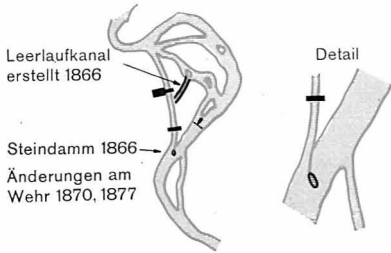
Gegen Ende der zwanziger Jahre zeigten sich in allen Teilen der Kraftwerkanlage schwere Abnützungserscheinungen. Man mußte sich daher entscheiden, ob die relativ kleine Anlage stillgelegt oder erneuert werden sollte. Eingehende Berechnungen ergaben, daß eine namhafte Leistungssteigerung möglich und wirtschaftlich war. In den Jahren 1931/33 sind die Anlagen vollständig erneuert worden. Erweiterte Kanäle, ein modernes Wehr und ein neues Maschinenhaus gestatteten bei einem Höherstau um rund 90 cm eine wesentlich bessere Ausnützung der Gewässerstrecke. Unter dem Druck der kriegswirtschaftlichen Verhältnisse folgte im Jahre 1941 eine letzte Höherstauung um weitere 30 cm, wonach die Produktion nochmals etwas gesteigert wurde. Daß es möglich war, die Stauung im Verlaufe der Jahre immer wieder zu erhöhen, hängt in erster Linie von den Verbesserungen im Wehrbau ab. Heute läßt sich das Wehr auch bei Hochwasser zuverlässig öffnen, wodurch — allerdings bei eingestelltem Werkbetrieb — der Limmatstau in normalen Grenzen gehalten werden kann (Skizze 8).

# 100 Jahre Wasserkraftnutzung der Limmat in Dietikon



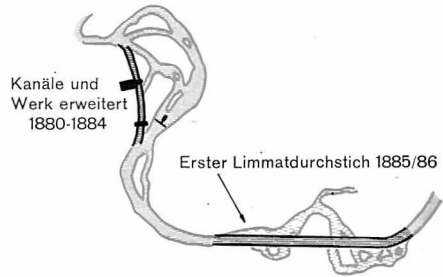
Skizze ③

Zustand 1866-1880



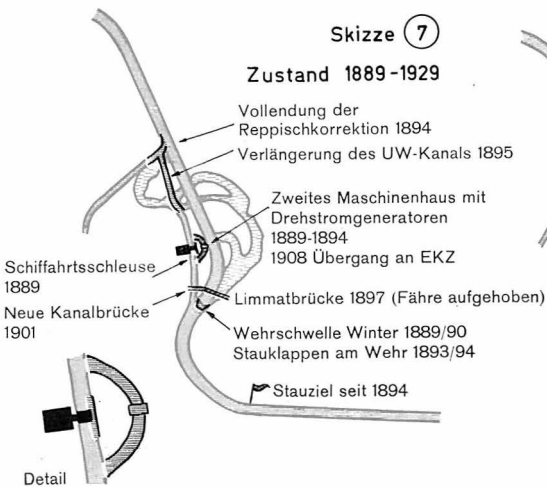
Skizze ④

Zustand 1880-1886



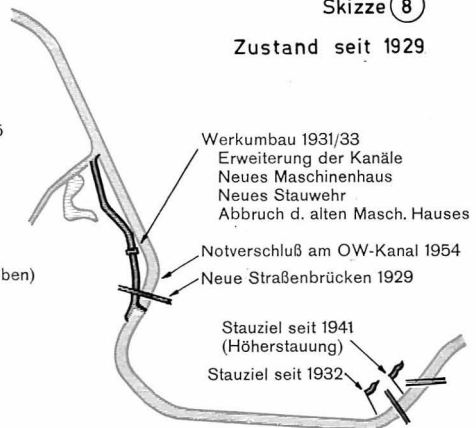
Skizze ⑦

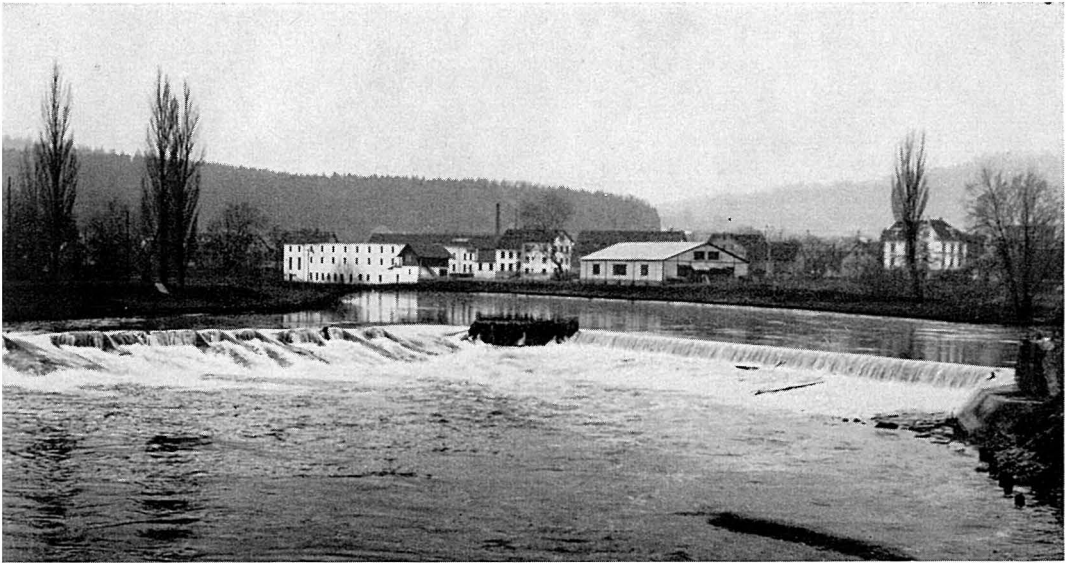
Zustand 1889-1929



Skizze ⑧

Zustand seit 1929





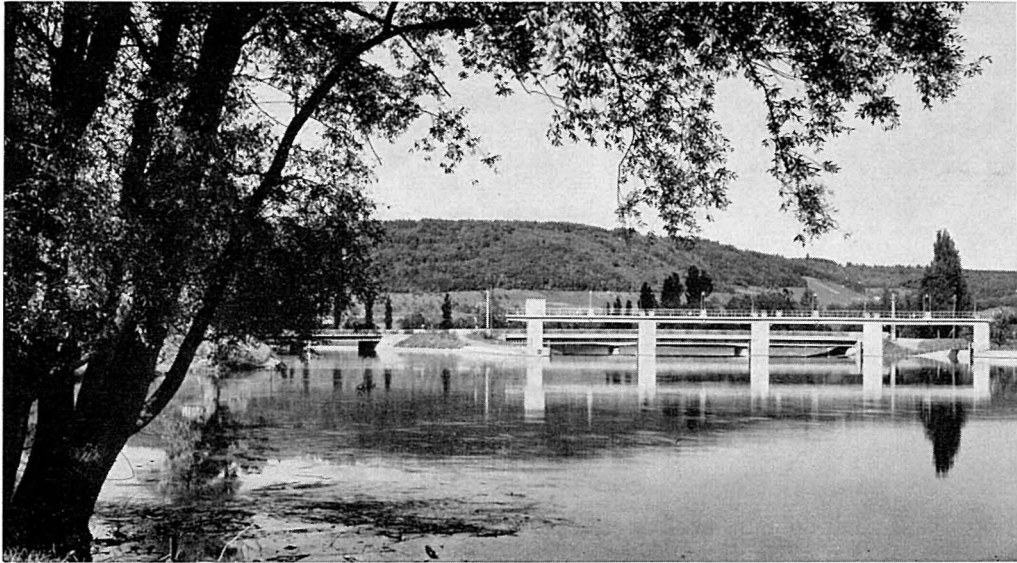
*Bild 3.* Das in den Jahren 1889 bis 1893 erstellte Wehr. In der Mitte die mit hölzernen Nadeln verschlossene Floßgasse. Die beidseitigen Flügel, auf denen die Klappen zum Teil stehen, zum Teil umgelegt sind, sind unregelmäßig überströmt. Das Aufstellen der Klappen geschah von einem an einem Fährseil verankerten Schiff aus, eine sehr zeitraubende und gefährliche Arbeit. Dieses Wehr wurde im August 1932 gesprengt.

Recht eindrücklich ist die wasser- und energiewirtschaftliche Entwicklung der Anlage, obwohl die Angaben leider sehr lückenhaft sind:

**Charakteristische Daten des Werkes**

*Tabelle 1*

Zeitpunkt	Gefälle in Metern	Ausgenutzte Wassermenge in m <sup>3</sup> /sec	Installierte Leistung in PS	Wasserzins pro Jahr Fr.
1864	2,07	1,81	36 (netto)	145.—
1887	1,56 (netto)	ca. 5,0	110	
1888	Beginn der elektrischen Kraftübertragung ca. 40, Rest mechanisch			
1896	2,30	30	920	3 680.—
1933	2,8 bis 4,1	80	3400	24 986.—
1941	2,8 bis 4,8	100	4000	29 310.—



*Bild 4.* Das in den Jahren 1931/32 erstellte neue Stauwehr gestattet eine zuverlässige Regulierung der Wasserstände. Es wird vom Maschinenhaus aus ferngesteuert und fernüberwacht. Diese Fernsteuerung war seinerzeit die erste in der Schweiz. Links der Einlauf in den Oberwasserkanal.

Die heute ausgenützte Wassermenge ist also etwa 55 mal größer als vor hundert Jahren, während das Gefälle etwas mehr als verdoppelt werden konnte. Aufschlußreich sind einige Zahlen über die Energieproduktion.

1908 lieferte das Werk Dietikon . . . . .	1,22 Millionen kWh
1930/31, im letzten Jahre vor dem Umbau . .	4,05 Millionen kWh
1933/34, im ersten Jahr nach dem Umbau . . .	16,5 Millionen kWh
1941/42, nach der letzten Höherstauung . . . .	19,3 Millionen kWh

Auch hier zeigt sich die recht beachtliche Steigerung allein schon seit 1908 um etwa das 16fache. Nachfolgend sind die Eigentümer der Anlagen aufgeführt. Genau fünfzig Jahre gehörten diese der Familie Boller und eine gleich lange Zeit fällt auf die EKZ. Das Interregnum der Firma Gubler & Co. war nur von ganz kurzer Dauer:

**Eigentümer der Anlagen**

- 1857 J. H. Boller & Dr. J. Hegnauer
- 1866 J. H. Boller
- 1877 A. Boller-Schinz
- 1901 B. Boller-Schinz
- 1907 Gubler & Co., Zürich 2
- 1908 EKZ (1. Juli bis 30. September verpachtet an Gubler & Co.)

Überfliegen wir die Jahreszahlen, dann erkennen wir, daß die Wasserkraftanlage Dietikon auf ein mehrfaches Jubiläum zurückblicken kann:

Vor rund 100 Jahren wurde die erste Anlage erstellt.

Vor siebzig Jahren wurde die elektrische Kraftübertragung mit Gleichstrom eingeführt.

Vor fünfzig Jahren kam die Anlage in den Besitz der EKZ und vor 25 Jahren nahm das neue Werk Dietikon den Betrieb auf.

Aber die Entwicklung steht nicht still. Zwar wird die Ausnutzung der Wasserkraftstufe Dietikon kaum mehr namhaft gesteigert werden können. Doch gerade jetzt müssen die elektrischen Anlagen des Werkes von Grund auf umgestaltet werden. Die nun 25 Jahre alte 50-kV-Freiluftanlage wird durch eine leistungsfähigere ersetzt. An ihrem alten Standort wird im kommenden Jahr ein neues 16-kV-Schaltheis entstehen und im Maschinenhaus, wo die 16-kV-Schaltanlage heute untergebracht ist, wird in etwa zwei Jahren ein moderner Kommandoraum für die Fernbedienung aller Unterwerke des Betriebskreises Affoltern eingerichtet.

Ob in einer weiteren Zukunft vielleicht noch eine thermische Zentrale hinzukommt, die neben der Spitzendeckung der Energieproduktion in Trockenzeiten, der Blindlastkompensation und als Fernheizwerk dienen würde, muß noch abgeklärt werden. Möge auch über den kommenden Bauten ein guter Stern leuchten.



## 42 Jahre Schuldienst in Dietikon

Von Elsa Schmid

### Aus Großvaters Zeiten

*«Was hast du, das du nicht empfangen hättest,  
und was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?»  
(Paulus, 1. Korinth)*



Mein Großvater mütterlicherseits, Gabriel Meier, Küfermeister in Frick, war geboren in der napoleonischen Zeit, am 30. September 1819.

Als er die Schulzeit beendet hatte, trat eines Tages der Pfarrer über die Schwelle seines väterlichen Hauses und wünschte den Vater zu sprechen. «Ihr Sohn Gabriel muß ein Jahr lang die Schule führen, er ist intelligent und energisch», sagte er, «der Lehrer ist für ein Jahr strafabgesetzt.» Und Gabriel hielt Schule. Eines Tages kam seine Schwester Blandine laut weinend die Dorfstraße herunter und rief von weitem: «Muetter, de Gabriel hät mer Tatze gäh!» Die Mutter sagte darauf: «Die wirst du wohl verdient haben, du mußt eben folgen, wie die andern Kin-

der!» Ohne weitem Zwischenfall verlief das Schuljahr — und wieder kam der Herr Pfarrer ins Haus. «Der Gabriel sollte studieren und Lehrer werden.» Der Vater aber, ein praktischer Mann, war anderer Meinung. «Der Lehrerberuf ist schon recht», sagte er, «aber man kann nicht davon leben, Gabriel soll in meine Fußstapfen treten und Küfer werden», entschied er. Gabriel ward tüchtig in diesem Beruf, dazu ein aufgeschlossener Mann und ein edler Mensch.

In seinen letzten Jahren wohnte der Großvater bei meinen Eltern in Zürich. Mit großem Interesse verfolgte er meinen ersten Schulunterricht, durchsah die Schulbücher und erfreute sich besonders an den damaligen Sittenlehrbüchern, den «Saatkörner». «Respekt muß man haben vor diesen Zürchern», sagte er, «an ihren Schulhäusern und Lehr-

mitteln sieht man, daß ihnen für die Jugend nur das Beste gut genug ist.» Solche Worte fielen nicht wirkungslos in mein Kindergemüt, und wenn ich mich schon in früher Jugend nach der Schule sehnte und mich für sie begeisterte, sagte meine Mutter immer wieder: «Das hast du vom Großvater selig.» Er starb im hohen Alter von 85 Jahren im Jahre 1904.

### **Aus meiner Schulzeit**

Schon früh besuchte ich den Kindergarten. Er befriedigte mich nicht, schien mir nicht «das Rechte». Die Mutter führte mich zur Anmeldung für die erste Klasse. Nach ein paar Augenblicken war die Einschreibung vorbei. Noch nicht «das Rechte». Endlich kam der erste Schultag. «Das Rechte.» Man wurde ernst genommen, mußte arbeiten, es gab Aufgaben, man lernte den Begriff «Pflicht», der so viel beiträgt zu innerer Befriedigung. Dann kamen die ersten Ferien. Ich erinnere mich gut. Mein Schulweg führte über die lange Hardbrücke in Zürich. Auf dem Heimweg stund ich am letzten Schultag am Ende der Brücke still und über-schaute das letzte Wegstück. «Fünf Wochen lang keine Schule», dachte ich, «wie hält man das nur aus?» «Mutter», fragte ich, zu Hause angekommen, «gibt es einen Ort, wo jetzt keine Ferien sind?» «Gewiß», war die Antwort, «auf dem Lande, im Fricktal, haben die Kinder bei schlechtem Wetter immer Schule.» «Dann möchte ich dorthin in die Ferien gehen», sagte ich rasch entschlossen. Ich reiste hin, den Schul-sack am Rücken, kein Schulbuch fehlte darin; so stieg ich in den Zug. «Wo willst du denn hin, Kleine?» fragten die Mitreisenden. «In die Ferien», war die Antwort. «Aber der Schulsack?» «Den brauche ich, wenn's regnet, gehe ich eben zur Schule.» Man lächelte; ich war zu-frieden, daß es wenigstens eine halbe Lösung gab. Bei einer Patin, in einem kleinen Häuschen, direkt hinter dem Schulhaus von Oberfrick, wohnte ich. Auf jedem der drei großen Fenstergesimse meines Zimmers lag ein fein duftender «Blitzkuchen» zu meinem Empfang bereit. Von dem breiten Bett aus konnte ich am nächsten Morgen die Stimmen der Schüler vernehmen, ja, sogar das Stecklein des Lehrers sich bewegen sehen. Also, am ersten «Schulferientag» hatte ich mich schon verschlafen! Ich wagte mich darauf in der Pause unter die Schüler zu mischen und setzte mich im Schulzimmer an einen leeren Platz. «Es ist das Rechte», dachte ich und lernte fleißig mit. Plötzlich fiel ich dem Lehrer auf. «Wo kommst denn du her?», wunderte er. «Von Zürich, wir haben eben Ferien.» Er lächelte fein, als er hörte, daß ich wegen «Verschlafen» erst nach der Pause angetreten sei. Er ermunterte mich, das jeden Tag so zu machen. Bald führte ich in der Pause neue Spiele ein und war glücklich in meinem Element, bis mich dann eines Tages meine Mutter heimholte. Die Kuchen auf dem Fensterbrett waren verschwunden, die «Regenschulstunden» entschwunden . . . doch eng verbunden blieben die «Gotte» und die Erinnerungen an diese Tage glücklich verlebter Kindheit.

Als die Schuljahre sich dem Ende näherten, hatte ich mich entschlossen, Lehrerin zu werden. Weshalb? Warum? Noch waren es keine

pädagogischen Überlegungen; es zog mich vielmehr hin, weil man in allen Fächern weiterlernen durfte. «Mein ganzes Leben lang möchte ich lernen, und das ist möglich in der Schule und durch die Schule.» So dachte ich. In Dankbarkeit gedenke ich meiner Lehrer, daß sie diesen kindlichen Lerneifer gefördert und richtig eingeschätzt haben.

### **Seminarzeit**

Die Eltern waren mit meinem Wunsch, Lehrerin zu werden, einverstanden. Wohl sollten von den fünf Kindern, außer mir, später noch zwei ausgebildet werden und wie ihre Begabung versprach, waren höhere Studien am Platze; aber die Eltern waren bereit, persönliche Opfer zu bringen, um den Kindern zu einem guten Beruf den Weg zu bahnen. Sie zogen ein einfaches Leben jeder Hilfe von außen vor.

So trat ich denn ins Lehrerinnenseminar an der Töchterschule in Zürich ein und konnte lernen, lernen, lernen! Meine Mutter hörte mir oft die französischen Vokabeln ab. Am Schluß der Seminarjahre gestand sie mir, sie habe bisweilen meine Ausdauer bewundert; ihr sei es oft «verleidet» und sie habe nicht immer aufgepaßt, ob ich die Wörter ganz richtig buchstabiert hätte. Die gute Mutter! Und doch nahm sie sich stets die Zeit dazu, und in ihrer Arbeit war und blieb sie mir Vorbild.

Ich lebte nun ganz meinen Studien; tagsüber Schule, nachher die Aufgaben! Es waren viele und vielseitige. Am Fenster meines Zimmers stand mein Arbeitstischchen. Später wiederum erzählte mir die Mutter, im Hause gegenüber habe ein Mann gewohnt, der als Erfinder hin und wieder schwere Krisen von Arbeitsunlust durchgemacht habe. Seine Frau habe ihn oft zum Fenster geführt, auf das Mädchen gezeigt, dessen Kopf über die Bücher gebeugt war und habe gesagt: «Nimm dir ein Beispiel!»

Das soll aber nicht zum Rühmen gesagt sein, denn diese Intensität, der Hang zur Askese, dieses Außenseitertum hätten mir auch zum Verhängnis werden können. Tatsächlich wußte ich kaum, wer um mich herum wohnte. Auch meine Mitschülerinnen lebten ihr eigenes verschlossenes Leben. Kein Wunder, wenn die Lehrer jener Zeit als eine besondere Kaste und als gesellschaftlich untüchtig empfunden wurden. Es fehlte der Kontakt mit anderen Berufsgattungen und die Fremde, die wohl lockte, aber wegen des Krieges nicht erschlossen war. Um so mehr lebten sie ihrem Beruf. Da fühlte sich der eine und andere wie ein König in seinem, wenn auch kleinen Reich. Es war aber sehr schwer, eine Stelle zu bekommen. Für die Lehrerin galt das Veto, das Nichtheiraten, sofern man den Beruf ausüben wollte. Auch in Dietikon bestand diese Vorschrift. Im Gegensatz zu heute war großer Lehrerüberfluß. Nun ist diese Schranke gefallen. Die junge Generation tritt aufgeschlossen, real denkend und ohne Scheu in die auf sie wartende, gut bezahlte, kleinklassige Berufsarbeit. In der Freizeit locken auch für sie Kinos, Fernsehen, Vergnügungen aller Art, auch die Vorschrift, am Schulort zu wohnen, ist aufgehoben. Verheiratet sein und doch Schule halten ist für das weibliche Geschlecht beinahe zur Regel geworden. Und doch, in Beurteilung dieses Doppelberufes von Familie und Schule, bleibt

meine Einstellung konservativ. Auf längere Sicht braucht die Lehrerin, will sie ihren Beruf ganz erfassen und zudem Erzieherin sein, auch der Gemeinde kulturell dienen, ihre ganze ungeteilte Kraft und Persönlichkeit.

Beim Austritt aus dem Seminar war mir die Vielfalt der wartenden Aufgaben im Lehramt noch unbekannt. Als Rüstzeug brachten wir nebst den Berufskennntnissen eine gute Mittelschulbildung, großes Interesse für alles Wissenswerte, den Ausweis für die Führung der Primarschulen des Kantons Zürich und für den Zugang zu einem Teil von Universitätsstudien mit. Wir hatten auch die Einsicht, daß alles Wissen Stückwerk ist und daß das «Mensch-sein» über allem Wissen steht. Die praktische Ausbildung des Schulehaltens war kurz bemessen; dafür lag die ganze Zukunft vor uns. Da erst würde es sich zeigen, ob man den rechten Beruf gewählt habe.

Ethisch war die Ausbildung getragen nach Lessings Ausspruch aus «Nathan, der Weise»: «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!» Der religionsphilosophische Unterricht war wenig gläubig. Als einzige Katholikin in der Klasse besuchte ich ihn aber doch drei Jahre lang, weil ich in der Praxis allen Schülern Verständnis entgegenbringen wollte. Für mich persönlich galten in jenen Jahren Schillers Worte in «Wilhelm Tell»: «Was du ererbt von deiner Väter Sitte, erwirb es, um es zu besitzen!» In einer wöchentlichen Unterrichtsstunde wurde den Mittelschülern katholischer Konfession Antwort und Vertiefung gegeben auf Zweifelsfragen, in Lebenskunde und Religionswissenschaft. Sie wurden vermittelt durch Theologen an der Liebfrauenkirche in Zürich und halfen uns eben zum Neuerwerben unseres angestammten Glaubensgutes. In der letzten Phase der Seminarzeit stellte sich bei mir der erste Freier ein. Er war Organist an der Liebfrauenkirche in Zürich, und ich sollte ihn hie und da vertreten. Bald meldete man meiner Mutter, «der Herr habe für mich Feuer gefangen». Als aufgeschlossene Frau, die sie immer war, unterstützte sie seine Annäherungsversuche in dem Sinne, daß ich dadurch mein außenseiterisches Wesen etwas ablege. Aber ich ließ mich nicht aus der Bahn bringen, «non mi rompeva la strada». Seine vielen Briefe bewahrte meine Mutter fein säuberlich auf, während ich fortging, um meine erste Praxis anzutreten. Der Herr schrieb an meine Mutter, ich sei «kalt wie Marmor». Ich war es nicht, aber mehr als alles andere und wozu ich nicht vorbereitet war, erfüllte mich mein Beruf. Er war mir «Berufung».

### **Vikariatsjahre 1915 bis 1919**

Den Fähigkeitsausweis als Primarlehrer hatten wir erworben, die Wählbarkeit erhielt man erst nach zweijähriger Praxis. Das Sekundarlehrerstudium, das mich lockte, setzte zwei Jahre Primarlehrerpraxis voraus. Was tun? Die Stellen waren knapp, die Aussichten wenig verheißungsvoll. Und doch brannten wir nach Betätigung, Im Stillen freuten wir uns auch auf den ersten Verdienst. Im Stillen! Es war bis in die moderne Zeit nicht Sitte, von Geld zu reden. Höchst selten kamen

im Konvent Besoldungsfragen zur Sprache. Vom Lehrer erwartete man Idealismus. Wir Jungen waren gewöhnt, streng zu arbeiten und die innere Befriedigung war unser Entgelt. Von nun an sollte auf die Arbeit der materielle Lohn folgen. Und beides kam, wenn auch nicht mit Vollbeschäftigung. Die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich machte eine Vereinbarung mit derjenigen des Kantons Solothurn. Unten im Jura mußten wegen des Ersten Weltkrieges die Grenzen besetzt werden. Die Solothurner Lehrer wurden zum Militärdienst aufgeboten. Unsere jungen Lehrer begannen den Start in der «Fremde» des Kantons Solothurn. Bei meiner Abreise traf ich in der Bahnhofhalle eine Mitschülerin — jetzt Kollegin. Es stellte sich heraus, daß wir an den gleichen Ort abgeordnet waren, nach Hofstetten bei Mariastein, ins Schwarzbubenland. Das wurde für uns «eine goldene Zeit». Die fünfte bis achte Klasse war mir zugeteilt, 64 Knaben und Mädchen. Dabei waren die Achtklässler so groß, daß man mich Zwanzigjährige unter ihnen suchen mußte. Aber sie gehorchten aufs Wort, auch im Turnen, das ich den Knaben erteilen mußte und, da keine Turnhalle vorhanden war, immer im Freien. Da gab es dann noch eine Menge Zuschauer, denn Dorf und Schulhaus steckten voll Soldaten. Trotzdem, die Schule marschierte. Noch heute bin ich dort, nach 45 Jahren, mit einer ehemaligen Schülerin in treuer Freundschaft verbunden.

An allen Nachmittagen waren meine Kollegin und ich schulfrei. Die Kinder wurden für die Landarbeiten benötigt. Uns beiden war zumute, als erlebten wir zum ersten Mal den Frühling. Wie das grünte und blühte, und wir hatten Zeit, mitten drin zu wandern von einer Burg ruine zur andern, die romantisch ins Tal hinunterschauten und deren Ursprung und Sage wir uns vom Volk erzählen ließen. Wir besuchten auch das altherwürdige Kloster Mariastein mit seiner tief unten im Fels gelegenen Grotte. Nach der herrlichen Kirschenernte war unser erstes Vikariat zu Ende. Wir waren glücklich. Heim brachten wir das erste Zeugnis aus der Praxis und — das erstmals verdiente Geld.

Nach den Sommerferien erhielt ich ein Vikariat in Flaach für die vierte bis achte Klasse mit 65 Schülern. Für jede Klasse reichte die Lektion im Rechnen zehn Minuten. Die übrige Zeit mußte schriftlich gearbeitet werden. Das gab täglich bis sechshundert Hefte zu korrigieren, dazu die vielen Lektionen vorzubereiten, Wandtafelzeichnungen und Skizzen zu machen, Anschauungsmaterial herbeizuschaffen. Ich versank in der Arbeit. Nach Schulschluß blieb ich bis zum Nachtessen im Schulzimmer, nachher begann ich nochmals bis zehn Uhr, elf Uhr. Eines Abends holte mich meine gütige Pensionsfrau heraus. «Das dürfen Sie nicht so übertreiben, daheim steht das Vesperbrot auf dem Tisch, Sie brauchen Ausspannung», sagte sie. Am nächsten schulfreien Nachmittag ließ sie eine mir unbekannt Kollegin von Berg a. I. kommen und wünschte, daß wir uns die Gegend beschauten. Es begann ein frohes Wandern am und über den Rhein. Eine klassische Ruhe lag jeweils über dem Land, weite Kornfelder breiteten sich aus und silbern hell und geruhsam floß die Thur nach der Mündung in den Rheinstrom. Wie hatte sie recht, diese einfache Frau! Ohne vernünftige Erholung hätte ich das große Arbeitspensum niemals bewältigen können.

In diesem Zusammenhang ein Wort über die Ferien. Einer unserer Seminarlehrer machte uns aufmerksam: «Machen Sie sich gefaßt, in der Praxis wird man Ihnen immer wieder die Ferien vorhalten. Es vergeht kein Tag, ohne daß ein Vorübergehender», er hatte sein Laboratorium zu ebener Erde im Großmünsterschulhaus, «zum Fenster hinein in irgend einer Form über die Lehrerferien schnödet.» Dabei waren sie zuerst der Bauern wegen eingeführt. Die Kinder mußten bei den Landarbeiten mithelfen. Später zeigte es sich, daß sie für Schüler und Lehrer einfach notwendig sind. Der Erstkläßler zum Beispiel wird durch die geistige Inanspruchnahme körperlich bis zu drei Kilogramm Gewichtsabnahme reduziert in einer Zeit von drei Monaten. Zudem hört die Aufnahmefähigkeit geistiger Nahrung einmal auf. Es braucht eine Ruhezeit zur Verarbeitung des aufgenommenen Stoffes. Die Arbeit des Lehrers ist zwiefach, ja dreifach, sie ist geistig und körperlich und verlangt dabei das Augenmerk zur Erhaltung der Disziplin. Das ist nicht leicht, wenn unerzogene und psychopathische Kinder in der Klasse sitzen. Es sind deren heute mehr denn je; darum der Ruf nach Schaffung von Klassen erziehungsschwieriger Schüler. Gewiß ist jeder Lehrer gerne bereit, in der Erziehung der Kinder mitzuhelfen, aber seine Hauptaufgabe besteht im Lehren. Die Erziehung ist vor allem Sache der Eltern. Oder denken andere auch wie jene Mutter, die sagte: «Mein Kind ist so ungezogen, daß ich froh bin, wenn es bald in die Schule kommt, damit es der Lehrer erzieht.» Der arme Lehrer! Er hat seine Ferien bitter nötig. Von fünf Ferienwochen braucht er deren drei, um nur den Schulballast abzuwälzen, der ihn bis in den Traum hinein verfolgt. Zudem braucht er die Ferienzeit sehr oft zum Besuch von Kursen, zur Weiterbildung, zur körperlichen Erholung!

Das Vikariat in Flaach war zu Weihnachten beendet. Für die Zukunft erhielt ich wieder ein gutes Praxiszeugnis und nahm reiche Erfahrung mit. Auf Neujahr flog schon wieder ein gelbes «Amtlich» in den Briefkasten. Diesmal war es ein Vikariat in Höngg für vierte bis sechste Klasse mit fünfzig Schülern. Nun konnte ich zuhause wohnen. Was ich nie vergessen werde, ist die herzliche Aufnahme, die ich dort im Kollegenkreis fand. Es war und blieb das «optimum». Nach dem Examen verließ ich Höngg. Trotz Lehrerüberfluß war es ein fast vollständiges erstes Praxisjahr geworden.

### 1916—1917

Zu Beginn dieses Schuljahres waren die Aussichten zum Schulehalten gleich null. Man empfahl uns, private Möglichkeiten anzunehmen. Ich erhielt eine solche an einer, unter staatlicher Aufsicht stehenden Mädchenschule in Montreux. Man übergab mir zuerst die mittlere Abteilung, neun- bis zwölfjährige Schülerinnen. Der Unterricht wurde in französischer Sprache erteilt. Bald erhielt ich den Auftrag, Lehrplan und Lehrbücher des 1° degré, der dreizehn- bis fünfzehnjährigen Zöglinge zu studieren. Es wurde meine Sommerferien-Beschäftigung. Nachher erhielt ich diese Stufe definitiv zugeteilt. Zu Beginn begab sich eine

unvorhergesehene Schwierigkeit. Als ich etwas tadeln mußte, fand ich den richtigen Ausdruck nicht. Was geschah? Die Mädchen wußten nur zu gut, was ich sagen wollte und flüsterten mir das Wort zu. Bald war diese Klippe überwunden, mein Wortschatz um etwas bereichert, und im Stillen dankte ich den Schülerinnen für ihre herzlich feine Hilfe. Ist es nicht köstlich, die Schüler lehren den Lehrer, wie er tadeln soll! Das Tadeln! Ist es überhaupt nötig? Ja, heute mehr denn je, obschon manche glauben, ohne damit auszukommen. Der richtige Tadel mit Maß und Ziel ist wie das Salz im Brot bei richtiger Dosierung und Stärke. Natürlich darf auch das Loben nicht fehlen, ein gesunder Humor und Spaß ist angebracht und vor allem das erlösende und befreiende Lachen. Es wirkt wie frischer Wind in die Segel.

Den freien Nachmittag in Montreux hatte ich im Wintersemester an der Universität Lausanne mit Vorlesungen über französische Grammatik und Literatur belegt. An unserer Schule erhielt ich Klavierunterricht von einer in Paris ausgebildeten Musiklehrerin.

Am Ende des Schuljahres mußte ich von den welschen Mädchen Abschied nehmen. Gern wäre ich noch ein Schuljahr geblieben, aber ein zürcherisches Vikariat rief mich zurück.

## 1917—1918

Immer wieder verschlug es mich bei den Vikariaten an den Rhein hinunter; diesmal nach Hüntwangen im Rafzerfeld, wieder an eine fünfte bis achte Klasse mit fünfzig Schülern. Am Berghang, weitherum sichtbar, stand das Schulhaus, dessen große Türe in der Mitte immer verschlossen blieb. Die Schüler traten durch die Hintertüre ein, setzten sich ruhig an ihren Platz und nachdem sie ihre «Siebensachen» ausgepackt hatten, nahmen sie ein Buch hervor und lasen, jeder still für sich. Tadellose Disziplin. Bei diesen Schülern übte ich mich besonders im Dirigieren. Musik und Gesang lagen mir, eine Gabe von der lieben Mutter sel. Bei diesen gut disziplinierten und sangesfreudigen Schülern schlug ich nicht nur den Takt, sondern versuchte aus ihrem Gemüt, durch die verschiedenen Bewegungen des Dirigierens, den Inhalt des Liedes herauszuholen. Es gelang, zuerst zaghaft, dann immer besser. Eine neue Kunst erschloß sich, die ich oft noch zunutze ziehen konnte. Das Singen wurde von da an zu einer Freudenquelle, Jahrzehnte hindurch bis zum letzten Schultag, für die Kinder und mich. Gleich einem Blumenstrauß wurde jeweils jedem Besucher unserer Klasse ein Lied mit auf den Weg gegeben.

Zum dritten Mal ging's an den sagemuwobenen Rhein, diesmal nach Rheinau, fünfte bis achte Klasse, 52 Schüler. Mit Begeisterung sah ich den geographisch herrlichen und geschichtlich interessanten Ort, wo drei Tage nach meinem Antritt einer meiner Religionslehrer von Liebfrauen in Zürich, der heute noch lebende a. Dekan HH. Joseph Rupf, zum Pfarrherrn installiert wurde. Vom Berg grüßte das romantische «Bergkirchli», unten wurde auf einer Insel die barocke Klosterkirche von den Wogen des Rheins umspült. Kaum war ich etwas ein-



gelebt, sollte ich den Männerchor, anlässlich einer Beerdigung, auf dem Friedhof dirigieren. «Droben stehet die Kapelle, schauet still ins Tal hinab», ging es mir durch den Sinn, als der Trauerzug langsamen Schrittes hinaufzog. Dabei probierte ich heimlich immer wieder die Stimmflöte. «Werde ich den rechten Ton und Akkord angeben und werden ihn die Sänger richtig abnehmen?» Das war meine große Sorge. Sie machten es gut und beim nachfolgenden «Requiem» im stimmungsvollen Kirchlein kannte ich die Orgelbegleitung von früher her, und alles war tröstvoll und vertraut. Schon hier ergänzten sich Schule und Kirche wie zwei Pole, die die Arbeit gegenseitig befruchteten. Als die Zeit des Abschiednehmens gekommen war, verließ ich ungern diesen Ort.

Ein halbjähriges Vikariat rief mich nach Zürich an eine dritte Klasse ins Klingenschulhaus. Es war eine Einklassenelementarschule von 56 Stadtkindern. Disziplinarisch war der Unterschied zu den Landkindern bemerkenswert. In dieser Zeit besuchte mich die Schulpflege von Rheinau. Sie wollte mich zur Wahl vorschlagen. Doch hatte ich noch nicht die gesetzlichen zwei Jahre Zürcher Schulpraxis, und als Verweserin war ich noch nicht an der Reihe. Der Ort meiner Wahl sollte Dietikon sein. Das Vikariat in Zürich beschloß ich mit dem Examen, wobei der Visitator bemerkte: «Man sollte Sie grad hier belassen.» Damals aber war die Erziehungsdirektion allein zuständig in Stellenvergebung.

#### 1918—1919

Noch einmal rief man mich als Vikarin an die fünfte bis achte Klasse nach Rheinau. Es war ein erfüllter Wunsch — nur dauerte er nicht lange. Nach zwei Monaten vertauschte ich diese paritätische Gemeinde mit jener von Dietikon. Für Herrn Lehrer Essig vikarierte ich ab August 1918 an der vierten Klasse. Das Militärvikariat wurde wegen Erkrankung des Lehrers bis in den Frühling 1919 verlängert. Der damalige Hausvorstand, Herr Eugen Meyer, ermunterte mich zur Anmeldung für eine Wahl, er glaube, ich dürfe auf Erfolg rechnen. Ich tat so und auf das Frühjahr 1919 wurde ich in Dietikon als Primarlehrerin gewählt.





Schulzimmer mit der Klasse und Lehrerin im Jahre 1919

### **Dietikon 1919—1960**

Dietikon war zu jener Zeit ein Dorf mit rund fünftausend Einwohnern. Der Bahnhof derselbe wie heute. Die Bahnhofstraße ohne Trottoirs wies bei Regenwetter große Pfützen auf, was den Dorfcharakter unterstrich. Heufuhren waren nichts Seltenes. Etwa dreizehn Prozent der Bevölkerung gehörten zum Bauernstand. Heute sind es noch etwa vier Prozent. Schade! Die einheimischen Namen wie Wiederkehr, Grendelmeier, Fischer, Ungricht waren stark vertreten. An Stelle der großen Wohnblöcke von heute standen im Zentrum große Bauernhäuser, lagen Wiesen oder freie Plätze. Stattlich präsentierten sich damals schon die jetzige «Villa Höhlein», die Volksbank, das vom Kloster Wettingen erbaute und ihm früher zugehörnde katholische Pfarrhaus, sowie das Gasthaus zur «Krone». Dieses zeigt durch jüngst erfolgte Renovation die vornehme Struktur und bauliche Schönheit vollends auf. Als Versammlungszentren galten die Gaststätten des «Central», der «Schmiedstube», des «Ochsen» im «heilige Egge» des Oberdorfes, letzteres so genannt, weil für die große Fronleichnamsprozession dort der erste festlich geschmückte Altar das «Allerheiligste» jeweils erwartete.

Die alte paritätische St. Agathakirche stand auf demselben Platz wie die jetzige katholische Kirche gleichen Namens. Äußerlich ein einfacher Bau mit Käsbissenturm, diente sie beiden Konfessionen. Der Chor, mit der auf der linken Seite eingebauten Orgel, gehörte den Katholiken, die Empore mit dem Harmonium den Reformierten, das Kirchenschiff beiden zusammen. Am Sonntag gab es für die Katholiken kein Ausschlafen; um sechs Uhr war Frühmesse, um halb acht Uhr läuteten die Glocken schon zum Hochamt, und so während des ganzen

Jahres. War das nicht auch ein schönes Entgegenkommen an die Glaubensbrüder, die ihren Gottesdienst um halb zehn Uhr beginnen konnten? Um elf Uhr fand die Kinderlehre statt und ab dreizehn Uhr gehörte das Gotteshaus wieder dem Kult der Katholiken. Alles vollzog sich in Minne. Nur einmal wollte das zürcherische Lehrerkapitel in der Kirche tagen, was aus liturgischen Gründen katholischerseits nicht gestattet wurde.

Bis 1900 waren in Dietikon auch die Schulen konfessionell getrennt. Der alte Teil des heutigen Zentralschulhauses nahm als neues Gebäude mit Turnhalle und weitem Schulareal alle Primarschüler freundschaftlich auf. Das heutige Gemeindehaus wurde das Sekundarschulhaus, nachdem es jahrelang als katholisches Schulhaus gedient hatte.

1919 begann ich also im noch «neuen» Schulhaus meine erste eigene Elementarklasse zu unterrichten. Durch die Vikariate brachte ich mannigfaltige Kenntnisse und mancherlei Erfahrungen mit. Doch mußte ich mich tüchtig umstellen. Bis jetzt hatte ich, mit einer Ausnahme, immer an der Mittel- und Oberstufe unterrichtet. Es ist nicht so leicht, zu den kleinen Anfängern hinunterzusteigen. Die Schwierigkeit liegt weniger in der Vermittlung des Stoffes, als auf dem Gebiete der Kinderpsychologie. Was geht in diesen Kinderköpfchen vor? Früher mußte man ihnen recht schön tun, um sie zum Reden und gar zum lauten Sprechen zu bewegen. Und wenn die Tränen kamen? Dann konnte eine ganze Klasse in Weinen ausbrechen. Eines steckte das andere an. Oder wenn eines zur Türe eilte und heim zur Mutter wollte? Und hat man sich genügend herabgelassen und gut erklärt? Da kann man nicht einfach genug lehren. Da ist größte Einfachheit höchste Kunst. Große Befriedigung bereitet dem Lehrer dieser Stufe der sich zeigende Fortschritt im Lernen. Scheinbar aus dem Nichts erstehen die Begriffe, das Erfassen von Zahl und Buchstabe; aber auch die ethischen Begriffe von Gut und Böses werden besser unterschieden. Die aus den Kinderaugen leuchtende Freude, ihr treuherziges Erzählen, ihre unbesiegbare Arbeitslust sind edle Gaben und Freuden für den Lehrer, der keineswegs nur der Gebende ist.

## **Von Methoden und Fächern der Unterstufe**

### **a) Das Rechnen**

Oft wird von den Eltern gefragt: «Soll man schon vor Schulbeginn mit Rechnen und Lesen anfangen?» Nein, dazu ist die Schule da. Wenn das Kind von sich aus fragt, es ist dies ein Zeichen für Schulreife, soll man ihm befriedigende Antwort geben. Dinge zählen ist gut. Damit beginnt die Kunst des Rechnens. Zu Beginn führen wir die Begriffe ein von nichts (null) und viel. Bei Normalschülern sind sie von eins bis vier schon vorhanden; wir führen sie durch Veranschaulichung doch noch ein. So jede Zahl bis 20. Zu jedem Erfassen kommt dann das Zeichnen für die abstrakte Zahl. Zum Lehrziel gehören auch die zwei ersten Operationen: Zuzählen und Wegnehmen im Zahlenraum von 1 bis 20. Wichtig ist der Übergang vom ersten Zehner in den zweiten. Es braucht

viel Übung, bis die ganze Klasse so weit ist. Wer bis zu den Sommerferien stereotype Zeichen ■ ■ macht und spiegelbildliche Zahlen schreibt (1, 2, 3 nach rechts gekehrt), darf als nicht schulreif zurückgestellt werden.

In der zweiten Klasse wird der Zahlenraum auf 100 erweitert, das Einmaleins und das Teilen eingeführt. Das muß bis zum Mechanismus gedrillt werden.

Die dritte Klasse rechnet bis 1000, messen, teilen, zu- und wegzählen. Auch das große Einmaleins gehörte früher dazu. Das alte praktische Lehrbuch war der «Stöcklin». Es bereitete mit vielen ähnlichen Übungen lückenlos auf die vierte Klasse vor. Das jetzige Lehrbuch aber erleichtert das Pensum der Unterstufe wesentlich, das gemischte große Einmaleins fehlt ganz, während dasjenige der Mittelstufe, methodisch zwar ausgezeichnet, aber für schwächere Schüler zu vielgestaltig und zu schwer ist. Es klappt da eine Lücke auf, die in der vierten Klasse oft als hemmend empfunden wird.

## b) Das Lesen

Auch die Schulmethoden unterliegen dem Wechsel der Zeit. Man versucht immer mehr, dem Kinde näher zu kommen, seiner Eigenart gerecht zu werden. Der Unterricht soll nicht abstrakt, sondern lebensnah und lustbetont sein. Das gilt besonders von der Kunst des Lesenlernens.

Früher schrieb man an die Wandtafel einen Buchstaben und sagte: «Das ist ein A, das ist ein U. Das heißt zusammen AU.» Diese Verbindung, Assoziation, ist für den Anfänger nicht selbstverständlich, ist sehr schwer, besonders bei Mitlauten: AB = Ab. Später gewann man den Laut durch ein Erlebnis. Zum Beispiel: Ein Schüler fällt um. Er weint: U-u-u. Er freut sich über etwas: O-o-o. Beispiele: O, ich darf spielen! O, ich fahre mit der Eisenbahn.

Eine dritte Methode geht vom Wortganzen aus, weil das noch natürlicher wirkt. Voraus geht ein Spiel, zum Beispiel Ringschlagen. Zwischen jedem Knaben steht ein Mädchen. Jeder Knabe heißt HANS, jedes Mädchen ANNA. Hans schlägt eine Anna, Anna einen Hans. Jedes kommt an die Reihe zum Schlagen und Springen. In der Lesestunde werden zwei Täfelchen gezeigt, gemischt, erkannt, damit Sätze geformt usw. HANS ANNA, ANNA HANS. Aus der Synthese erkennen einige Schüler schon beim gleichen Laut das gleiche Zeichen: A N. Neues Wort: UND. HANS UND ANNA. Man schreibt in Druckschrift. Weshalb? Was das Kind vor dem Schuleintritt bei Ladenaufschriften, Straßennamen, Reklamen sieht, sind Druckbuchstaben. Diese sind auch viel einfacher zu schreiben und können von Anfang an als Vorübungen in der Schreibmethode gebraucht werden. Mit der dreifachen Bewegung eines jeden Striches || || ↓ ↑ ↓ ab—auf—ab verhütet man die versteifte Haltung der Finger von Anfang an. — Ohne zu wollen bin ich bis zum Schreibunterricht abgerückt. Es ist so. Ein Fach greift eben ins andere und alles soll sich ergänzen zu harmonischer Einheit. — Zurück zur modernen Schreib-Lese-Methode! Der anfangs synthetische Lehrgang wird immer wieder analytisch durch die Gewinnung einzelner

Laute. Was aber die Sache erschwert, ist die Tatsache, daß dieses Erfassen nicht bei allen Schülern gleichzeitig kommt. Es geht auf wie ein Lichtlein, bei dem einen schon im Sommer oder zu Neujahr, oder erst gegen das Examen hin. Da muß nun der Lehrer von jedem Schüler wissen, wie es mit ihm steht. Dem Schwächeren muß er nachhelfen, dem Begabteren neue Arbeit geben, damit die Lernfreude erhalten bleibt. Es ist wie bei der erzieherischen Betreuung. Man spricht so leichthin von der Parteilichkeit des Lehrers. Ein ungerechter Vorwurf! Der Lehrer bemüht sich um alle Schüler und hält alle zum Rechten an, aber die Reaktion ist verschieden; die einen erfassen leicht und folgen auf einen Blick, die anderen lernen mit Mühe, und wenn sie von zu Hause nur auf körperliche Strafe eingewöhnt sind zu reagieren oder überhaupt nicht gehorchen müssen, braucht der Lehrer, wenn auch ungen, strengere Mittel. Die Kunst liegt darin, jedem auf seine Art gerecht zu werden.

#### c) Der Sprachunterricht

Er ist schwerer als man annimmt. Unsere Umgangssprache ist die Mundart, noch in der ersten Klasse. Früher mußte der Lehrer «Züridütsch» beherrschen, wenn er das Diplom erwerben wollte. Die Dialekte gehören eben zur Eigenart und zum sprachlichen Reichtum unseres Landes. Daneben ist es Aufgabe der Schule, die Schriftsprache zu lehren. Sie ist für unsere Kinder eine Fremdsprache; jedes Wort muß erlernt werden. Wie viel Mühe das braucht, zeigt die Tatsache, daß acht Jahre Volksschule oft nicht genügen, fehlerlos eine sprachliche Aufgabe zu lösen. Dazu verlangt man auch noch einige stilistische Kenntnisse. Darum ist es überaus wichtig, daß bei dem sittlichen Wert des guten Buches auch die gute sprachliche Form mitverbunden ist. Ganz ungenügend ist letztere bei der sogenannten «Schundliteratur», bei diesen farbigen Heftchen, die heimlich von Hand zu Hand wandern und keine geistige Nahrung und kein sprachliches Wissen vermitteln. Nur das Beste ist auch hier für die Jugend gut genug. «Bücher sind ein nicht geringer Teil unseres Glücks oder unseres Verderbens.» — Wir machten an unserer Schule einmal eine «Enquête». Für vier «Schundheftchen» erhielt der Abgeber ein SJW-Heftchen gratis. Es gab ein mächtiges Feuer von der Spreu, die zusammengebracht worden war. Diese Aktion sollte immer wieder einsetzen. — An der sprachlichen Ausdrucksweise erkennt man den inneren Wert der Menschen. — Die drei ersten Schuljahre verlangen viele Elementarübungen und erst am Ende des dritten Schuljahres übt sich der Schüler in einfachen, freien Aufsätzchen, die schon sprachliche Begabung und gedanklichen Inhalt verraten. Denken wir daran auch zu Hause, jedes Wort ist ein Baustein zum Sprachganzen.

#### d) Der Schreibunterricht

Vielfach herrscht die Ansicht, zur Zeit der Schreibmaschine habe die Handschrift auch in der Schule an Bedeutung verloren. Es sollte nicht so sein. Der Lehrer hat noch immer die Pflicht, einen vorgeschriebenen Unterricht im Schreiben zu erteilen, und der Schüler sollte eine

Schüler- oder Einheitsschrift beherrschen. Nach der Schulzeit kann er sich eine persönliche Schreibweise aneignen, denn sie kennzeichnet im Grunde seinen Charakter, der früher noch nicht geprägt war.

Wir lehren im Kanton Zürich nach der «Keller-Methode». Sie gibt eine fließende Schrift mit deutlichen, schönen Schriftzeichen (Buchstaben), die erworben werden aus Arm- und Fingerübungen. Die Elemente sollen immer wieder geübt werden zu Beginn der Schreibstunde, mit Bleistift, Farbstift, Feder und Tinte. Gleich zu Beginn der ersten Klasse werden sie geübt, mit Taktschreiben, in Verbindung mit Versen und Sprüchen. Es ist kein eintöniges Kritzeln mehr, es ist lustbetontes, abwechslungsreiches Schreiben. Der Sinn für die Formschönheit wird, mit Schwung und Schnelligkeit verbunden, geweckt und gebildet.

Es gab eine Zeit, wo auch bei uns eine Schriftverwilderung überhand nahm. Andere Systeme wie Hulligerschrift, Aargauerschrift usw. verschafften sich Zugang und alle Einheit verschwand. In diesem Wirrwarr erinnerte man sich wieder der guten, alten Keller-Methode und vereinfachte sie für die Elementarklassen. Jeder Lehrer wurde zu einem «Kellerschreibkurs» verpflichtet, und seither wird diese Methode von der ersten bis achten Klasse im ganzen Kanton Zürich angewendet. Der Lehrer sollte seiner Hand- und Tafelschrift größte Aufmerksamkeit schenken, seine Handhaltung kontrollieren, denn auch hier wirkt das Beispiel mehr als viele Worte.

#### e) Der Gesangsunterricht

Der Gesangsunterricht schreibt neben vielem Singen auch einige Kenntnisse in den Notenwerten, den Aufbau der natürlichen Tonleiter (C-Dur), vor.

Auch hier hat sich die Methode im Laufe meiner Schulpraxis mehrmals geändert. Beim Singen beachtete ich von Anfang an, daß nicht zu laut gesungen wurde. Leicht könnten diese feinen Stimmchen verdorben werden. Auch der Tonumfang ist noch nicht groß. In jeder ersten Klasse treten einige «Brummer» auf. Meistens verschwanden sie beim häufigen Singen. Wenn nicht, stellte ich sie nie ganz ab, ich sagte nur: «Sing ganz leise, hör auf die anderen.» In der Volksschule soll und muß jedes Kind singen, ja gerne singen. Wie freute ich mich innerlich, wenn ich eine Klasse soweit gebracht hatte, daß alle mitmachten. Es gab gehemmte oder innerlich zwiespältige Kinder, die zuerst teilnahmslos, sogar finster dasassen. Ich tat, als sähe ich es nicht. Plötzlich waren sie gelöst, mit heiterem Gesichtsausdruck sangen sie mit. Ich sagte darum nie: «Du mußt singen!» Nein, wir dürfen singen, es ist eine Gabe, ein Geschenk. In der zweiten Klasse begann ich mit dem Notenlesen. Es war zu früh und für viele mühevoller als das Lesenlernen. In der dritten Klasse ging es ohne Schwierigkeit. Das sagte mir, daß man den Gesetzen der Natur nie vorgreifen sollte. — Dies scheint mir besonders wichtig in bezug auf die Aufklärung. Früher sagte man nichts — heute sagt man alles; aber das Kind erfäßt es nicht. Auch hier scheint mir der goldene Mittelweg das Beste: «Soviel als gerade nötig ist», denn «was ist schöner als ein Kind!»

Mit neuen Lehrmitteln geht oft, wie ich im Rechnen aufzeigte, manch Altbewährtes verloren. Wie fehlte mir im neuen Singbüchlein der Anhang vom alten, die «Lieder ohne Worte». Es war eine Fundgrube zum Notensingen, wobei sich die Kinder auf eine Eisenbahn oder ins Märchenland versetzt sahen. Aus dem Notenbild konnten sie ganze Geschichten ableiten und die Melodie herausfinden. Dann kam die Handzeichenmethode mit do—re—mi—fa—so—la—si—do, diesen klangvollen Silben statt dumpfem c—d—e—f. Die Intervalle werden dargestellt durch Handzeichen, das Kind erhielt eine Vorstellung, es konnte den Ton mühelos treffen. Die Singstunde wurde zu einer Stunde erlebter Freude.

#### f) Das Turnen

Auch vom Turnen heißt es im Lehrplan, daß es «eine Stunde der Arbeit im Gewande jugendlicher Freude» sein soll. Der Lehrer muß es verstehen, die gern überbordende wollende Bewegungsfreiheit in die richtige Bahn zu leiten. In der Regel soll die Turnstunde nicht nur Spielstunde sein. Sie muß den ganzen Körper betätigen. Eine Turnlektion muß aufgebaut sein:

1. aus Bewegungsübungen (Marsch- und Laufübungen)
2. aus Freiübungen (für Arme und Beine)
3. aus Geräteübungen (für Hangen und Strecken)
4. aus Freiübungen (für Beugen und Strecken von Kopf, Hals, Rumpf)
5. aus Laufübungen und Spiel.

Auf der Unterstufe werden die Freiübungen in Nachahmungsübungen gekleidet, wieder um sie kindlich nahe zu bringen.

#### g) Das Zeichnen

Es tritt auf der Unterstufe nicht als Fach auf. Es ist Ausdrucksmittel und kann jede Arbeit beleben und bereichern. Wichtig ist, daß es Frei-Handzeichnen sei mit immer leichtem Strich, der jede Steifheit ablegen soll. Es soll alle Unterrichtsfächer begleiten und die kindliche Phantasie zum Ausdruck bringen.

#### h) Die biblische Geschichte und Sittenlehre

Dieses Fach nimmt in Dietikon jene Stelle ein, die ihm überall gebührt. Die Erziehungsdirektion hat für Dietikon die Erlaubnis gegeben, daß der katholische Religionsunterricht von der vierten bis zur sechsten Klasse zu gleicher Zeit erteilt werde wie die Biblische Geschichte und Sittenlehre für die reformierten Kinder. Für die Unterstufe wurde davon abgesehen, weil dort kein Lehrbuch besteht und aus Entgegenkommen an die Lehrerschaft, die einstimmig für die obige Lösung eintrat. Sie hat sich auch seit vielen Jahren bestens bewährt. Für den Lehrer auf der Unterstufe, der alle Schüler in Biblischer Geschichte und

Sittenlehre unterrichtet, ist Raum, die Kinder in die Welt der Märchen zu führen; es wäre aber schade, wenn er die Biblische Geschichte als solche dem Kindergemüt nicht auch nahe brächte. Die katholischen Kinder erhalten ihren Unterricht auf dieser Stufe zusätzlich in Randstunden, außerhalb des Stundenplanes; die reformierten Schüler haben ihre Belehrung in der Sonntagsschule. Es besteht ein schönes Verstehen gleichen Rechtes in dem, im Grunde wichtigsten aller Fächer, und diese Harmonie fördert alles Lernen in den Schulen Dietikons. So möge es bleiben auf immer!

### **Ferien und Freizeit im Dienste der Weiterbildung**

Die vielen Veränderungen in der Darbietung des Stoffes bedingten den Besuch obligatorischer und freiwilliger Kurse, welche an freien Mittwoch- und Samstagnachmittagen besucht wurden. Die Elementarlehrerkonferenz gab solche für die neue «Schreib-Lese-Methode», einen «Schreibkurs» nach der Kellermethode. Ebenso für «Zeichnen auf der Unterstufe», «Das Singen mit Handzeichen», «Das Turnen auf der Unterstufe», «Handfertigkeitkurs für die Unterstufe», «Die Psychologie des Kindes», «Kurs für Weihnachtsarbeiten in der Schule».

Auch die Ferien stellte ich oft in den Dienst der Weiterbildung. So nahm ich an einem Choralkurs in Mariastein teil, gegeben von Professor Dr. Wagner aus Freiburg, der ein großer Kenner des Gregorianischen Chorals war. Auch in Luzern besuchte ich einen solchen Kurs, wo ich die bekannte Musikpädagogin und Komponistin Sr. Hedwigis Mettler vom Institut Menzingen kennen lernte. Seither besuchte ich stets, als Auftakt in die Sommerferien, ihre groß angelegten, musikalischen Aufführungen, die mir reiche Anregungen boten. Noch heute bin ich mit ihr in Freundschaft verbunden. Dreimal zog es mich in den Sommerferien an die Stätte benediktinischer Kunst und Musikpflege, nach Beuron, wo ich besonders Orgelstudien oblag. Nach der Wahl in Dietikon widmete ich meine Freizeit dem Orgelspiel. Schon mein Musiklehrer am Seminar, Professor Carl Attenhofer, wünschte, daß ich mich darin ausbilde. «Sie können es einmal gut brauchen», sagte er. Am Konservatorium in Zürich absolvierte ich die Orgelschule, später ließ ich mich für den spezifisch katholischen Orgeldienst, dessen vielseitige Liturgie besondere Ausbildung erfordert, anlernen, und noch einmal setzte ich mich ein für einen Kurs in Orgelspiel, Liturgie und Chorleitung, welchen ich mit Diplom abschloß. Einige Jahre zuvor war ich an der St. Agathakirche als Organistin gewählt worden — und nun gehörte meine ganze Zeit der Schule und der Kirche; sonntags wie werktags versah ich den ganzen reichen Dienst. An Stelle der alten Orgel, die jeweils im Winter buchstäblich im Eise stak, deren Tasten mit Hölzchen festgehalten werden mußten, damit sie nicht fortwährend tönten, dafür aber stumm blieben, wenn sie tönen sollten, erstand in der neuen Kirche ein großes, dreimanualiges Orgelwerk mit 48 klingenden Registern und sämtlichen Koppelungen — die Königin der Instrumente. Da war es eine Freude, sich weiter auszubilden!



Dem Französisch-Studium war auch eine Sommerferienzeit gewidmet. Ich wurde an der Gewerbeschule Dietikon als Lehrerin an Fortgeschrittene für Französisch eingesetzt. Ein Ferienkurs an der Universität Lausanne gab Gelegenheit zur Repetition und Aufnahme neuen Stoffes.

Die Phonetik nach neuen Gesichtspunkten war gut verwendbar. Exkursionen und französische Konversation bereicherten die Veranstaltung.

Fünfundzwanzig Jahre lang gehörten ein oder zwei Abende meiner Freizeit der Gewerbeschule Amt und Limmattal. 1922 wurde mir der Französisch-Unterricht überwiesen. Der Besuch desselben war freiwillig. Wer ihn besuchte, war willens zu lernen. Es kam etwa vor, daß sich am Semesteranfang ein «Nur-Spaßmacher» ins Schulzimmer verirrt — aber das war nicht von langer Dauer. Er merkte bald, «wo der Hase im Pfeffer lag» und kam das nächste Mal nicht wieder. Die anderen aber hielten von einem bis zu acht Semestern aus. Der Unterricht umfaßte zwei bis vier Abendstunden, jeweils von 19 bis 21 Uhr, ohne Unterbruch, für Leute, die sich meist nach angestrenzter Tagesarbeit nochmals in die Schulbank setzten. Es brauchte den ganzen Einsatz des Lehrers, um bis zum Schlusse das Interesse der Schüler wachzuhalten. Ermüdung war oft auffallend sichtbar. Dann ging ich über zu Poesie und Gesang. Eine Sammlung französischer Lieder wurde ihnen zum geistigen Besitz. Später reduzierte man die Unterrichtsdauer auf andert-halb Stunden.

Wir behandelten die französische Grammatik nach immer wieder neuen Gesichtspunkten und Lehrbüchern. Herr Ernst Meier, Hauptlehrer an der Gewerbeschule, unterstützte mich in der Auswahl und Anschaffung der Lehrmittel mit weit offenem Blick. In der «Lecture» waren Interesse, Vorbereitung und Bearbeitung des Stoffes von Seiten der Schüler sehr erfreulich. Wir lasen und übersetzten beide Bände von Hector Malots «Sans famille», mit einer in den Vorkenntnissen ausgeglichenen Klasse sogar «Athalie», die «tragédie classique» von Racine.

Einmal wagten wir uns mit dem Zweiakter «La poudre aux yeux» an die Öffentlichkeit. Wir hatten ausgerechnet die fünfzehn Spieler, die das Stück benötigte. Sie stellten als «Leute vom Fach» die nötigen Requisiten und Bühnenteile selbst her, sogar ein elektrisches Läutewerk wurde eingerichtet. Traugott Vogel, Lehrer und Schriftsteller, schrieb zu dieser Aufführung im «Limmattaler», einer Klasse, die ein solches Werk über die Bretter gehen lasse, dürfe ruhig das Examen geschenkt werden.

Viele Jahre später, als die italienischen Fremdarbeiter auch nach Dietikon kamen, begann ich noch mit einem Anfängerkurs für Italienisch. Er wurde überraschend gut besucht, auch von Italienern, die deutsch lernen wollten. Durch diese Schüler lernte ich neben Sonnen-viele Schattenseiten des Lebens kennen, und ich unterdrückte jeden Anflug von «Schulmeisterei». Ich war ihnen von Amtes wegen Lehrerin, wurde aber zur Kameradin.

Auch hier wurde der Beruf «Berufung».



## Der Jungchor

Von HH. Pfarrer Camenzind in Dietikon wurde 1922 ein Jungchor ins Leben gerufen, der, meiner Leitung anvertraut, während zwanzig Jahren einen großen Teil meiner Freizeit in Anspruch nahm. Knaben und Mädchen von der vierten bis achten Klassen und der Sekundarschule besuchten ihn wöchentlich ein- bis zweimal abends von  $\frac{1}{2}$  5 bis zirka 6 Uhr. Seine Teilnehmerzahl bewegte sich zwischen 60 und 120 Sängern und Sängerinnen. Seine Aufgabe war, zur Verschönerung des Gottesdienstes beizutragen; es wurden neue Volkskirchenlieder eingeführt, Choral- und zweistimmige Messen gesungen, die Maiandachten bereichert und zugleich waren diese Studien eine Vorschule für den Kirchenchor.

Es kamen die Vorbereitungszeiten für den Kirchenneubau, wo der Jungchor bei den verschiedensten Anlässen mitwirkte, als «Ticinesi» bei den wohlgelungenen, finanziell einträglichen «Bazars», bei der Grundsteinlegung, Glockenweihe, Orgelweihe und der Einweihung der Kirche, wo ein «St. Agathaspiel» zur Aufführung kam. Jedes Jahr aber fand ein «Weihnachtsspiel» statt, immer mit dem gleichen Inhalt: Christi Geburt, in stets neuer Form und mit dem Gedanken: «Singet dem Herrn ein neues Lied.»

Dreimal sang der Jungchor am Radio, die «Missa de Angelis», die «Muttergottesmesse» und einmal das «Requiem», Messe für die Verstorbenen, alles in Gregorianischem Choral. Hand in Hand mit den gebotenen kulturellen Werten ging die charakterliche Bildung und Vertiefung bei den «Jungchörlern». Ich habe auch an den meisten große Freude und Treue erlebt.

Es drängte mich, nicht nur einen Teil, sondern einmal alle Schulkinder ein Theater erleben zu lassen. Mit Schülern aller Stufen studierte ich, außerhalb der Schulzeit, das «Dornröschen» ein. Alle Schüler halfen mit, indem jedes eine Einladung schrieb und eine dazu passende Zeichnung erfand. In jeden Briefkasten wanderte ein solches Kärtchen für die Abendvorstellung. Die Schulpflege stellte wohlwollend die Turnhalle unentgeltlich zur Verfügung. Zunächst waren 800 Schüler die dankbaren Zuschauer. Zwei Abendvorstellungen für die Erwachsenen halfen zu einem finanziellen Erfolg. Dreihundert Franken wanderten zur Hälfte in den Schulreisefonds, zur anderen Hälfte in die Kasse des Krankenpflegevereins. Das Theatervölklein erhielt noch einen guten Zabig, nachdem die Kostümauslagen gedeckt waren.

In ähnlicher Weise wurde dann später noch das «Rumpelstilzchen» aufgeführt.

Noch etwas gehörte zu meinen Freizeitarbeitern. Während dreißig Jahren umrahmte ich die Generalversammlungen des Krankenpflegevereins mit Theater, Musik und Gesang.

Mein jüngstes Pflegekind, das von meiner freien Zeit bescheiden zehrte, war der Trachtenchor Dietikon. Nach den üblichen Singstunden im «Limmethus» blieb man jeweils noch zusammen im frohen, geselligen Kreis.

## Schulfeiern 1919 – 1960

### Die Einweihung des neuen Primar- und Sekundarschulhauses, 1933

Im Gegensatz zu heute, wo die Tendenz besteht, zu dezentralisieren und Kleinbauten auszuführen mit möglichst großem Umgelände, hieß das Motto für den neuen Schulhausbau: «Zwei Schulen, ein Schulhaus.» Primar- und Sekundarschule vereint durch einen Verbindungsbau, abgetrennt durch kleine Stoßtüren. So konnten Singsaal, Zeichensaal, Haushaltungsschule, Schulküche, Knaben-Handarbeitsräume, Schulbad von beiden Schulen benützt werden. Man schaute aufs Sparen! Die neuen Schulzimmer erhielten gesunde Holzböden, Waschbecken mit fließendem Wasser und als weitere Neuheit auch Seitenwandtafeln. Ein auf einem Podium erhöhtes Lehrerpult verschönte die Ausstattung. Darauf lag als Einweihungsgeschenk eine Lederschreibmappe, versehen mit dem Wappen von Dietikon. Bei der späteren Renovation des alten Teiles wurden alle Neuheiten aufgeholt, so daß sich diese Räume heute noch sehr günstig präsentieren.

An einem Sonntag wurde der mächtige Bau zur Besichtigung freigegeben. Nun konnte ich den ersten Blick in mein neues Arbeitszimmer werfen. Vierzehn Jahre lange hatte ich das Parterrezimmer Nummer 8 im alten Schulhaus innegehabt. Jetzt erhielt ich dasjenige von Nr. 30 im ersten Stock des Verbindungsbau, eines der drei Ostzimmer, alle anderen gehen nach Süden. Es war ein freundlicher Raum, mit Ausblick ins Grüne und ruhig gelegen. Mit blühenden Geranien an den Fenstern, mit Bildern an den Wänden und bunten Zeichnungen auf den Wandtafeln wollte ich das Schulzimmer zu einer frohen, heimeligen Wohnstätte schmücken. Daß die Abwärte das ganze Jahr hindurch besorgt sind, dieselben sauber zu halten, im Sommer zu kühlen und im Winter behaglich zu wärmen, wissen schon die Kleinen zu schätzen. Die neue Hausordnung wurde ihnen auch immer wieder eingepreßt, und nicht sie waren es, die dem Haus die ersten Schäden beibrachten, sondern es war — der Krieg. Das Schulhaus wurde zur Kaserne. Anfangs des Krieges dachte man: «Wir sind doch nicht im Zentrum, nicht in der großen Stadt.» Aber gerade Dietikon wurde das Zentrum der Verteidigungslinie. Es lag als größte Ortschaft an der Linie, die am wenigsten natürliche Hindernisse aufwies, um auf kürzestem Wege in die Zentralschweiz zu gelangen. Hier mußten künstliche Schanzen errichtet werden. Es wurden Gräben aufgerissen, wo man ging und stand. Mitten im Dorf, um Kirche und Schule, bis in die Mitte der Hauptstraßen, ja selbst durch die Häuser wurden hohe Mauern gebaut, große Felder mit Wehrsteinen und Stacheldrähten verrammt. Während der ganzen Dauer der Grenzbesetzung hatte Dietikon militärische Einquartierung, oft mehr Soldaten als Einwohner. Das Schulhaus war zeitweise ganz in Beschlag genommen, die Schulzimmer mit Stroh belegt, als Schlafräume benützt. Zuerst war ein Beobachtungsposten, im Erdgeschoß Krankenzimmer, Sanitätsposten, die Feldpost. Wer eintreten wollte, mußte die Legitimationskarte vorweisen. In fünf Provisorien wurde Schule gehalten, oft reduziert, da viele Lehrer im Dienst waren. Die Lehrerinnen erfüllten

doppelte Arbeit am Platze. Im Schulhof ein verändertes Bild: Militär-lastwagen, Tornister und Gewehre aufgepflanzt. Da wurde verlesen, dort geübt und gedrillt. Die Jugend interessierte sich um all diese Dinge; wenn aber die Militärmusik ertönte, sprang sie herbei und freute sich daran wie zu Friedenszeiten. «Musik erfreut des Menschen Herz.» Dieser Ausspruch galt auch in Zeiten des Krieges. Als alle Befestigungen, die Millionen verschlungen, gebaut waren, hieß es, diese Art der Verteidigung sei schon überholt. Die Zerstörung erfolge durch die Luft. Und wirklich! Es kam die furchtbare Zeit der Luftangriffe, und die feindlichen Zerstörer überflogen mit Lärmen und Rattern unser Land. Das Schulhaus war für den Unterricht wieder freigegeben, aber auf dem Dach (sie steht heute noch dort) war eine gefahrenankündende Sirene aufgepflanzt. Wenn sie zweimal heulte, mußten alle Schüler in den Keller flüchten. Unheimlich still entleerte sich das große Haus. Verängstigt lagen die Kinder auf dem Boden, bis das Außergefahrzeichen ertönte. Man machte sich wieder an die Arbeit, bis neue Gefahr drohte. Wo war da der Lehrerfolg? Dann der Lehrermangel und Lehrerwechsel. Wir hatten eine vierte Klasse, die sich in diesem Jahre an vierzehn verschiedene Lehrer gewöhnen mußte.

Als dann der Friede kam, sollten die Befestigungen wieder entfernt werden. Das Niederreißen der Mauern verursachte wieder viel Lärm und Ungemach und kostete viel Geld. Einen Teil der Mauern um das Schulhaus ließ man stehen als Wahrzeichen dieser Zeit. Der Bund gab der Gemeinde an Stelle der nicht auszuführenden Arbeiten 500 000 Franken. Aus diesem Gelde wurde ein Werk gebaut, das nicht der Zerstörung, sondern dem Frieden und der Volksgesundung dient, das Schwimmbad im «Fondli».

### **Die Kriegsweihnacht in Dietikon**

Das Fest des Friedens und der Familie konnte von vielen unserer Wehrmänner nicht zu Hause gefeiert werden. Wie sehr General Guisan edlen Herzens seiner Soldaten gedachte, zeigte sein Wunsch, überall Soldatenweihnachten zu veranstalten. Ich hatte mit meiner Klasse ein einfaches Weihnachtsspiel vorbereitet. Nun sollten wir es auch in der Turnhalle für die Soldaten aufführen. «Sagen Sie, was Sie dazu benötigen», erklärte der Offizier, der die Bitte um die Feier vorgebracht hatte, «es wird Ihnen alles von den Soldaten ausgeführt werden.» Ein Stall mit Krippe wurde gezimmert, Flügel und Reifen für die Englein, Hirtenstäbe, Sterne und Kronen, ein Strahlendiadem fürs Christkind, die Geschenke der Engel, der Hirten, der drei Könige, alles wurde groß, drastisch, ja künstlerisch ausgeführt. Auch ein Christbaum leuchtete auf der Bühne, dessen Schmuck die Kinder aus Metallfolien hergestellt hatten. Der Einzug der Spieler erfolgte mitten durch das Heer der Soldaten, die da in der Turnhalle der Feier harrten. Es waren Inner-schweizer. Das Spiel ergriff zusehens. Der Herr Major hielt eine prächtige Ansprache. Darauf erhielt jeder Soldat aus Kinderhand eines jener «Päckli mit Brief», die die Schulkinder gestiftet hatten. Nach dem gemeinsamen Lied «Stille Nacht, heilige Nacht» erlabten sie sich an

einer «Nidlete mit Lebkuchen» nach heimatlichem Brauch. Auch die kleinen Spieler erhielten diesen Schmaus und wurden auf der Bühne von Soldaten bedient. Was aber, besonders den Mädchen, mächtig gefiel: jedes Kind wurde von einem Offizier nach Hause begleitet.

### Schulsilvester 1958

Der Dietikoner Schulsilvester hat in den letzten Jahren auch in der Lokalpresse von sich hören lassen. Meist waren es Klagen der Erwachsenen über allzu frühe Ruhestörung, über allerlei Exzesse wie Demolierung von Gartenzäunen, Aushängen und Fortschaffen von Gartentürchen, Ausschütten der Kehrreiteimer und ähnliche Dinge, wie sie die ungebändigte Phantasie in den Bubenköpfen hervorrief. Wie war das möglich? Der Schulsilvester ist in Dietikon in dieser Art zu feiern ein junges Fest. Früher fiel der letzte Schultag des Jahres immer auf den 24. Dezember. Da fand man es als sehr unpassend, den Tag des Heiligen Abends mit lautem Getöse und Lärm zu beginnen. Der Schulsilvester spielte sich weniger draußen, als drinnen im Schulzimmer ab und mehr oder weniger als Vorbereitung auf Weihnachten. Seine Vorverlegung auf den 23. Dezember rechtfertigte in den letzten Jahren, ihn nach stadtzürcherischer Art zu begehen, wozu manche Klasse von ihrem jungen Lehrer ermuntert wurde. Aber der Boden dazu war ungepflügt, und an den Auswüchsen dieser Art zu feiern, erkannte man, daß auch ein Fest richtiger Vorbereitung und Betreuung bedarf. Das geschah dann auch von Seiten der Lehrerschaft, und ich erlebte 1958 mit meiner sechsten Klasse einen Schulsilvester, an den ich recht gerne zurückdenke. Es war am Vorabend des letzten Schultages nach Schulschluß. Die Knaben umringten mich und einer fragte im Namen aller: «Fräulein Schmid, dürfen wir Sie morgen auch wecken?» — «Und ihr fragt noch?» entfuhr es mir lächelnd, innerlich erstaunt und belustigt über die Galanterie unserer Dietikoner Buben. Einen Augenblick schauten sie verdutzt drein, zu brav wollten sie auch nicht sein, und nun brachen sie los: «Ja, den Herrn N. N., den Turnlehrer, dä holet mir dänn z'Schliere-n-obe scho zum Näscht use!» Und fort waren sie. Am Silvestermorgen um fünf Uhr läutete das Telephon neben meinem Bett. Ich nahm ab. Gemurmelt. «Buben, das ist mir zu früh», sagte ich, «probiert eine Stunde später!» «Also, auf nach Schlieren!», hörte ich kommandieren und freute mich über den Aufschub. Sie gingen zu Fuß in die benachbarte Ortschaft und führten ihr Vorhaben aus. Mit dem Bus um sechs Uhr zurück, läutete pünktlich wieder das Telephon. «So, nun laßt hören, was Ihr mir zu sagen habt!» Gemurmelt. Dann huben sie an zu singen, den wunderschönen Weihnachtskanon:

«Wach auf, du schönes Vögelein, in deinem grünen Zweigelein,  
lieb Nachtigall, wach auf!  
Sing, sing, sing dem Kindelein, halb erfroren,  
heut geboren, auserkoren!  
Sing, sing, sing dem zarten Jesulein.»

Die lieben Buben! Bis zum Schluß gaben sie sich Mühe, das nicht einfache Lied zu singen; nur zuletzt tönte es etwas heiser. Wo mochten sie sein? »Das habt ihr aber fein gemacht.« Knacks, abgehängt! Bald ertönte der Gesang nochmals, diesmal glockenhell und rein vor meiner Wohnungstür. Ich wollte ihnen öffnen, hörte noch ein paar Trompetenstöße und Pfannendeckelgeklapper ums Haus herum — und fort waren sie. »Gewiß haben sie noch nicht gefrühstückt«, dachte ich und suchte sie dann um den ganzen Häuserblock herum. Umsonst! In der Schule erzählten sie, sie hätten das erste Mal in der offenen Kabine bei der Post gesungen. Darum die etwas heiseren Stimmen. »Und ich wollte euch zum Morgenessen ins ‚Limmethus‘ mitnehmen und habe euch überall gesucht. Ihr habt ja mit diesem Lied mir eine ganz feine Überraschung gemacht«, sagte ich.

Freude in den Augen und — lange Gesichter! Nun führten wir unser Spiel auf. In der Pause kamen sie wieder heran, und einer machte den Sprecher: »Könnten wir nicht jetzt noch zum Morgenessen gehen?« »Aber selbstverständlich, geht, Buben!« Fast alle waren noch nüchtern, nach diesem Marsch nach Schlieren und dem zweimaligen Singen, das eine richtige Anstrengung und feine Leistung gewesen war. Glücklicherweise kamen sie dann zurück. »Au, das gibt ein Loch ins Portemonnaie, alles hat sie aufgeschrieben«, riefen sie. »Was habt ihr denn gegessen?« fragte ich. »Jeder hat eine Tasse Kaffee bestellt und ein Weggli dazu.« »Nun, das war höchst anständig, ich werde die Sache in Ordnung bringen«, nickte ich ihnen freundlich zu. Wiederum mußte ich mir sagen: »Ja, diese Kinder, sie haben auch heute das Herz auf dem rechten Fleck!«

### **Eine große Persönlichkeit**

Mein Bericht über die 42jährige Lehrtätigkeit in Dietikon wäre ungenügend, würde ich nicht einer Persönlichkeit gedenken, die für meine Treue zu Dietikon entscheidend wirkte.

Es war der HH. Dekan und bischöfliche Kommissar Hermann Camenzind, der 34 Jahre als katholischer Pfarrer der Gemeinde vorstand und der Erbauer der neuen Kirche und des Kirchgemeindehauses war. — Eine harmonische Persönlichkeit von allseitiger Intelligenz, tiefem Gemüt und großer Menschenkenntnis, von hoher Gestalt und edlem, würdevollen Auftreten, klarem Blickes und abgewogener Sprache, voll feinen Humors, aber von unerbittlicher Strenge, wenn es die Not erforderte. Beispielhaft waren seine bescheidene Lebensweise, seine einfache Häuslichkeit, seine gewaltige Arbeitskraft, das große Interesse für jedes seiner Pfarrkinder, seine tiefe Frömmigkeit, die sich nach außen kundtat in der klassisch formvollendeten Weise beim Zelebrieren der heiligen Messe.

Dieser Priester verstand es, meinen Drang zu asketischer Strenge mir gegenüber zu lockern. »Freuen Sie sich an allem Guten und Schönen und nicht zuletzt an Ihren Talenten! Sie haben Grund, sich zu freuen«,

sagte er einmal zu mir. Ja, er weckte die Talente, wo sie noch brach lagen und nützte sie. Immer hatte er neue Aufgaben bereit, da gab es kein Ruhen und Rasten. Er war es auch, der mich zweimal an Dietikon verpflichtete.

Es war zu der Zeit, als sich, nach langen Jahren, die Tore für eine Lehrstelle in Zürich öffneten. Einer meiner Visitatoren, der inzwischen Zürcher Schulpräsident geworden war, teilte mir mit, er erwarte meine Anmeldung. Eine bessere Gelegenheit als diese Aufforderung von höchster Stelle bot sich mir wohl nie mehr. Was tun? Mich lockte nicht die bessere Besoldung; wie vieles tat ich schon ohne materiellen Gewinn; es war mehr der Gedanke der sicheren Möglichkeit und dabei bei meinen Angehörigen wohnen zu können. Ich besprach mich mit HH. Dekan Camenzind. Er riet ab, indem er auf die reiche Zusammenarbeit von Schule und Kirche hinwies. Er tat noch mehr. Er bewog meine Eltern, in Dietikon Wohnsitz zu nehmen, damit ich hier ganz zu Hause sei.

Einige Jahre darauf half er mir nochmals in entscheidender Stunde, denn diesmal wäre ich meinem stets festen Entschluß, der Schule treu zu bleiben, beinahe wankend geworden. Ein früherer Schulkamerad, der als Arzt eben seine Praxis in Zürich eröffnet hatte, warb um mich. Da ich ihn kannte und hoch achtete, fiel es mir diesmal nicht leicht, zu entscheiden. HH. Dekan Camenzind zitierte das biblische Wort: «Wer es fassen kann, der fasse es!» Und ich blieb auch diesmal, obschon es schwer war auf dem mir beschiedenen Weg des Lehrberufes.

Noch viele Jahre blieb mein Leben und Schaffen in Dietikon innerlich reich. Das Verstehen für die Schüler wurde stets tiefer und der Beruf wurde zu glücklicher Berufung.

Für die Seelsorge in Kirche, Schule und Gemeinde strahlte indessen HH. Dekan und bischöflicher Kommissar des Kantons Zürich, Hermann Camenzind seine ganze Kraft und große Persönlichkeit aus.

Unter dem Missionskreuz, im Schatten der St. Agathakirche, fand er am 4. Juli 1951 seine letzte Ruhestätte. R. I. P.

Gebe Gott ihm ewigen Lohn!

Bisher erschienen:

1948. «Landeskunde vom Limmattal», von Dr. H. Suter. (Vergriffen.)
1949. «Orts- und Flurnamen von Dietikon», von Karl Heid. (Vergriffen.)
1950. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»  
I. Teil: Post, Telegraph, Telephon und Zoll; von Karl Heid.
1951. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»  
II. Teil: Die Limmattal-Straßenbahn; von Karl Heid. (Vergriffen.)
1952. «Der Übergang der Franzosen über die Limmat am 25. September 1799»; von Robert Müller. (Vergriffen.)
1953. «Glanzenberg.» Bericht über die Ausgrabung von 1937 bis 1940; von Karl Heid.
1954. «Beiträge zur Dietikoner Dorfchronik. Erlebtes und Erlauschtes. Ein alter Dietikoner kramt seine Jugenderinnerungen aus»; von Jakob Grau.
1955. «Siedelungsgeschichte von Dietikon»; von Jakob Zollinger.
1956. «Die Taverne zur Krone in Dietikon»; von Karl Heid.
1957. «Hasenburg und Kindhausen, die Burgen am Hasenberg»; von Karl Heid.
1958. «Geschichte der Waldungen von Dietikon»; von Karl Heid.
1959. «Der Weinbau im mittleren Limmattal»; von Rolf Buck.
1960. «Die Sekundarschule Dietikon-Urdorf»; von Karl Heid und J. Grau.
1961. «Hundert Jahre Wasserkraftnutzung der Limmat in Dietikon»; von H. Wüger.  
«Zweiundvierzig Jahre Schuldienst in Dietikon»; von Elsa Schmid.